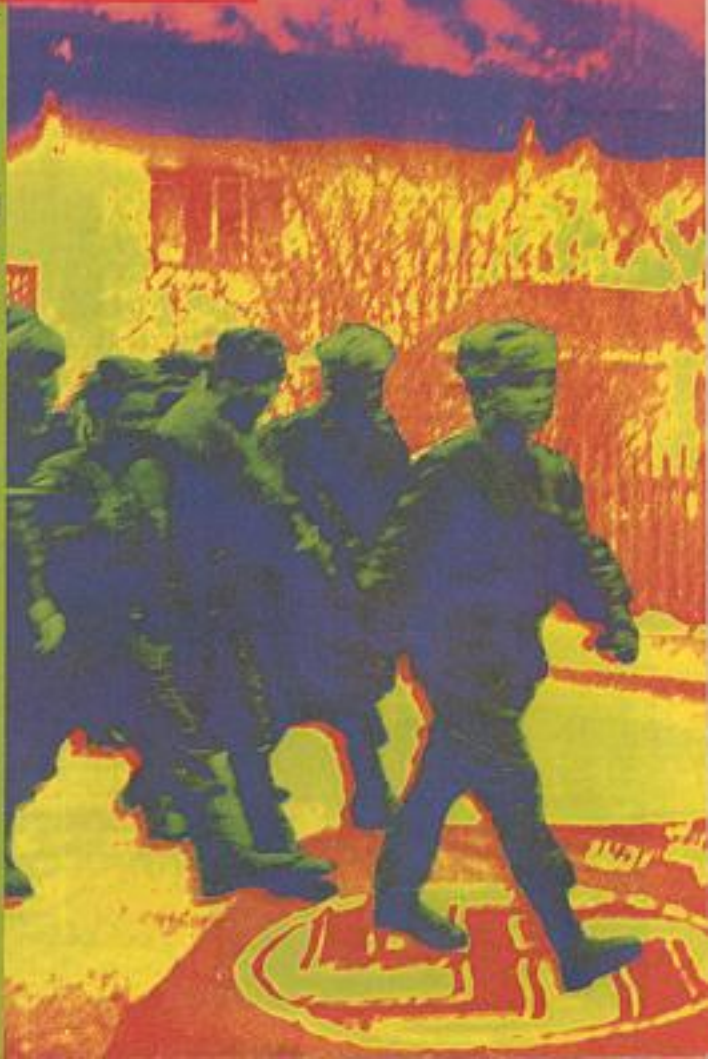
Heft 5 Mai 1995 8,– DM

C 12611 E

konkret

Konkret: Politik & Kultur

- 8. Mai 95: Die Frechheit hat Geburtstag
- A. Dreggers nationale Front
- Allein gegen Hitler: Die Rote Armee
- Lea Rosh und die Fähigkeit zu mauern
- Beutekunst: Deutsche Schatzsuche
- Der Sudete: Alles meins!



in konkret Mai 1995

von konkret

an konkret

Ein Volk ist ein Volk ist ein Volk von Hermann L. Gremliza

Herrschaftszeiten

Die Jünger des Ernst Jünger von Michael Scharang

Die Frechheit hat Geburtstag von Otto Köhler
Wenn am Vorabend des 8. Mai Alfred Dreggers nationale Front aufmarschieren und die Niederlage Nazi-Deutschlands beklagen wird, werden die Trauerredner mit einem jedenfalls recht haben: Weder wurden die Deutschen 1945 befreit noch wollten sie überhaupt befreit werden

Tigersprung
Martha GellhornDas deutsche Volk(April 1945)

Allein gegen Hitler von Paul Kohl
Die verbreitete Ansicht, die Alliierten hätten die Nazis besiegt, ist falsch. Es ist die Rote Armee gewesen

Ende der Schonzeit von Eike Geisel
Bericht über eine deutsch-jüdische Nachkriegsbegegnung

»Deutschland ist unser Problem« von Volker Külow
»Völkermord« an den Deutschen sei, was der amerikanische Finanzminister Henry Morgenthau beabsichtige, tobte Goebbels Anfang Oktober 1944 – Deutschland solle als »Kartoffelfeld« veröden. Die Deutschen sind ihrem Propagandaminister gefolgt und haben die Entmilitarisierungspläne Morgenthaus ebenso aus ihrem Gedächtnis gestrichen wie die Aktivitäten der »Morgenthau Moles« (Maulwürfe). Das bemerkenswerte Wirken dieser Gruppe im Jahr 1945 reflektiert eine verdrängte Option der deutschen Geschichte, deren Aktualität sich auch ohne vordergründige Aktualisierung erschließt

Lemuren in Cheb von Jürgen Elsässer
Bonn münzt eine Mitleidskampagne für die 1945 ausgesiedelten Sudetendeutschen in Ansprüche gegen die tschechische Republik um

»Ein Spital für diese Israelis« von Rolf Surmann
Auf den ersten Blick scheint die Abwicklung der »Wiedergutmachung« bloß ein ziemlich langweiliges Kapitel aus der Geschichte der deutschen Nachkriegsbürokratie zusein. Doch was sich da in Kabinettsrunden und Parlamentssitzungen, in Amtsstuben und Gerichtssälen, in Arztpraxen und Konferenzräumen abspielte und abspielt, eröffnet die Sicht auf das, was hierzulande in Zukunft droht

Die Offenbarung der Propheten III von Thomas Ebermann, Rainer Trampert
Welche Formen politischer Regression breiten sich gegenwärtig in der Linken aus? Inwiefern hängen sie mit falschen theoretischen Ansätzen zusammen bzw. auf welche Art zimmert sich die politische Regression eine passende Theorie? Letzter Teil einer dreiteiligen Serie über die Sanierung des Kapitalismus und die Verwandlung linker Theorie in Esoterik

Dreißig Jahre neues konkret 1974 – 2004

Zweite Ausschreibung für die Kommanditgesellschaft in der Firma KVV »konkret« Vertriebsgesellschaft für Druck- und andere Medien GmbH & Co KG

Kunst & Gewerbe

Deutsche Schatzsuche von Stefan Ripplinger
Von der Maas bis an die Memel, von der Etsch bis an den Belt? Von wegen. Wie die Debatte um »Beutekunst« und deutsches Kulturerbe zeigt, reicht der Verfügungsanspruch der Deutschen tatsächlich weltweit

200 Tage und 1 Präzedenzfall von Gerhard Scheit
Ein untauglicher Versuch mit untauglichen Mitteln: das Bemühen des Hamburger Instituts für Sozialforschung, das 20. Jahrhundert in einer geschichtsphilosophischen Schau auf den Begriff der Gewalt zu bringen

Die Fähigkeit zu mauern von Eike Geisel

Tranchirers letzter Abschnitt von Kay Sokolowsky
Eine Welt aus nichts als Worten: Nach 35 Jahren verabschiedet sich Ror Wolf von seinem enzyklopädischen Alter ego

Die Ermordung des Jörg Haider von Erwin Riess
Der vermeintliche »Skandalroman der neunziger Jahre« ist in Wahrheit bloß eine mißglückte Kolportage. Über Josef Haslingers »Opernball«

Tomayers ehrliches Tagebuch von Horst Tomayer

Das Geheimnis ist der Ball von Stefan Seifert
»Vfoul«, »Erwin«, »Hennes«, »LöwenZahn«, »Übersteiger« oder »Schalke unser« heißen die Fanmagazine, die man seit einiger Zeit in deutschen Fußballstadien in die Hand bekommt. Sie künden von einer neuen Fangeneration und einem veränderten Blick auf den Sport

Nationale Doktorspiele von Kay Sokolowsky
Wie der Deutsche sich das Paradies vorstellt? Ein Blick in eine der zahllosen TV-Arztserien klärt auch darüber noch auf

Wir sind Familie von Barbara Kirchner
Eine Schlampe mit Absichten: die Komikerin Roseanne Barr und ihre One-Woman-Show »Roseanne«

Gremlizas express von Hermann L. Gremliza

Konkret 05/95, S. 4

von konkret

»Auch bei diesem Foto fragen mich die Leute, ob der Himmel verändert wurde. Aber die Idee ist doch unten zu sehen. Alle sagen, ich hätte diese Fahne extra dort hingelegt. Nein, ich habe nur das Haus angesteckt, weil da der Kommandant des Konzentrationslagers wohnte. Das hatte ich zusammen mit den Soldaten angezündet«, erläuterte der russische Fotograf Jewgeni Chaldej das Foto, das wir zur Ti-telgestaltung dieses Heftes verwendet haben und das Chaldej Anfang 1945 in Österreich aufgenommen hatte. Von dem heute 79jährigen Fo-tografen, der die Rote Armee auf ihrem Siegeszug ins nazistische Deutschland begleitet und u.a. am 2. Mai 1945 die historische Szene festgehalten hat, wie ein Rotarmist die Sowjetflagge auf dem Berliner Reichstag hißt, stammen auch die Bilder, die wir zur Illustration der Beiträge von Otto Köhler, Paul Kohl, Volker Külow, Rolf Surmann und Stefan Ripplinger benutzt haben. Sie sind in dem Buch Von Moskau nach Berlin. Bilder des russischen Fotografen Jewgeni Chaldej enthalten, das Ernst Volland und Heinz Krimmer in der Nicolaischen Verlagsbuchhandlung herausgegeben haben. 15 Exemplare dieses eindrucksvollen Bildbandes werden unter denjenigen verlost, die bis zum 26. Mai 95 KONKRET abonnieren (Coupon Seite 6).

Nicht einmal eine bescheidene Schamfrist abwarten wollte der Hamburger Kabel-Verlag (Motto: »Lebenshilfe zum Verschenken«) und hat noch im März für Ende April die Veröffentlichung des antisemitischen Machwerks *Auge um Auge* von John Sack angekündigt, dessen bereits gedruckte Auflage der Piper Verlag nach Vorauskritiken von Eike Geisel in KONKRET 2/95 und in der »Frankfurter Rundschau« erst im Februar – eine Woche vor der geplanten Auslieferung – hatte einstampfen lassen (s. Editorial KONKRET 3/95 und »Kunst & Gewerbe« KONKRET 4/95). Die Begründung des Kabel-Verlags für die eilfertige Übernahme dieser »Protokolle der Rächer von Zion« »folgt«, kommentierte Eike Geisel in der »jungen Welt«, »dem oft beschriebenen Strickmuster des autoritären Charakters, der sich immer selbst für den Hort der Freiheit hält. Der Verlag, so heißt es in der Pressemitteilung, sei der Anwalt des _mündigen Lesers und das Buch ein _Beitrag zur Versachlichung dieser vorzeitig abgebrochenen Diskussion . Was gibt es an der Botschaft von Sacks Buch, die überlebenden Juden seien wie die SS und oft schlimmer gewesen, zu versachlichen? Vielleicht diskutieren wir demnächst einmal Bücher über die Minderwertigkeit von Frauen oder über die Berechtigung der Kinderschändung. Alles in versachlichender Absicht.«

Ein »Rubin Huth«, der unter seinem richtigen Namen bessere, wenn auch nicht gute Tage gesehen hat, schreibt in der Wochenzeitung »Woche« über den Konkurs der »jungen Welt«:

Wir wollen uns nicht über das Unglück anderer freuen, aber manchmal erwischt es doch die Richtigen... Wir würden unsere subtile Schadenfreude über den Mini-Gau höflich unterdrücken, wenn da nicht auch noch Hermann L. Gremliza wäre, der zum Retter aus der Not bestellt wurde, weil er das Kunststück fertigbringt, ein nostalgisches Monatsmagazin, das nur in elitären Kreisen gelesen wird, wundersam über Wasser zu halten. Gremliza, den wir schon deswegen nicht missen möchten, weil er der letzte linke Gesinnungskardinal der alten Bundesrepublik ist und somit unter Artenschutz steht... Wie wäre es, wenn man ihn höflich bitten würde, z.B. das »Neue Deutschland« zu retten? Damit wir in einem Jahr wieder einen kleinen Grund zur Freude haben.

Aber wo drucken wir in einem Jahr unsere kleine subtile Freude hin? Ob der »Woche«-Verleger Ganske, der in zwei Jahren einige zig Millionen auf die Illusion gesetzt (und dabei verloren) hat, sein Chefredakteur Bissinger sei als Blattmacher bei »Stern«, KONKRET oder »Natur« immer nur an böswilligen Verlegern gescheitert und werde, wenn man ihn bloß ließe, einen rauschenden Erfolg hinlegen, noch über den nächsten Jahreswechsel hinaus bereit ist, ein Blatt, das bis heute am Kiosk und im Abonnement keine 40.000 Exemplare verkauft (Tendenz sinkend), weiter mit Beträgen zu subventionieren, die nicht einmal die SED für das »Neue Deutschland« ausgegeben hätte?

Als Band 7 in der Reihe »konkret texte« erscheint ein Buch mit Texten des KONKRET-Autors und »jW«-Redakteurs Jürgen Elsässer: *Wenn das der Führer hätte erleben dürfen. 29 Glückwünsche zum deutschen Sieg über die Alliierten* (112 Seiten, 14,80 Mark). Elsässer, geschätzt und gefürchtet als der radikalste Kritiker aller Vaterländerei, stellt darin u.a. »die Dresden-Lügen« richtig, singt das »Lob der Fremdherrschaft« und vergießt »keine Tränen über Tschetschenien«. Das Buch ist ab Anfang Mai überall dort im Buch- und Zeitschriftenhandel erhältlich, wo es auch KONKRET gibt. Falls nicht, läßt es sich über den Buchhandel unter Angabe der ISBN-Nummer 3-930786-02-8 bestellen.

Hermann L. Gremliza auf Lesetour mit *Ganghofer im Wunderland:* Von überregionalem Interesse, da in ausreichend großen Räumen stattfindend, sind die Lesungen am 23.5. in der Duisburger Universität, am 24.5. in Leer/Ostfriesland

(Buchhandlung Taraxacum), am 1.6. in Wetzlar in den ehemaligen Leica-Kamera-Werken, am 6.6. im Autonomen Kulturzentrum Würzburg und am 8.6. in München (Buchhandlung Amalienstraße). Beginn der Veranstaltungen bitte vor Ort erfragen.

Mit Erscheinen dieses Heftes erhalten die 444 Gewinnerinnen und Gewinner unserer erfreulich erfolgreichen Aboaktion »444 Geschenke für 444 Abonnements« ihre Präsente.

Korrektur: Die in unserer Rubrik»Who's left?« in Heft 4/95 mitgeteilte Anschrift der Marxistisch-Leninistischen Partei Deutschlands ist veraltet. Aktuell ist die MLPD zu erreichen über: Koststraße 8, 45899 Gelsenkirchen, Tel. 0209/95194-0, Fax 0209/95194-60.

Konkret 05/95, S. 6

an konkret

Sammelsurium

KONKRET 4/95 »Ein Kreuz wird kommen« von Hermann L Gremliza

Warum empfinden auch Linke stets Genugtuung, wenn sie vorführen können, daß es auch unter Juden unerfreuliche Zeitgenossen, Rechte, Psychopathen und Opportunisten gibt? Da wird ein Sammelsurium von Leuten in einen Topf geworfen, fertig ist DER staatstragende jüdische Intellektuelle.

Ignatz Bubis hat sich nicht geoutet, er spricht seit Jahrzehnten als Repräsentant jüdischer Organisationen; er ist auch Politiker und Geschäftsmann, gewieft? erfolgreich? je nach Standpunkt; er versteht es, die Gesetze dieses Landes zu nutzen, und insofern kann man es ihm sogar abnehmen, daß er es ehrlich meint, wenn er vom deutschen Rechtsstaat schwärmt. Eitelkeit, die Nähe zu den Mächtigen haben auch diesen coolen Typ zu Peinlichkeiten verleitet - siehe Haar in der Suppe - aber der Mann macht sich keine Illusionen. Sein Bett im Ausland ist immer bezogen, und das läßt ihn sicher auch in Deutschland besser schlafen.

Biermann? Der denkt gar nicht so weit, wie Sie unterstellen. Dem geht es nur darum, irgendwie nicht in Vergessenheit zu geraten, und er sucht sich eben Themen, die ziehen.

Broder? Ein ähnlicher Fall, aber wo Biermann nur gestreichelt werden will, muß Broder seinen unbändigen Haß auf die Welt, die ihn nicht gebührend würdigt, loswerden, natürlich auch dabei verdienen. Mit großem Getöse hat er vor Jahren die Bundesrepublik verlassen, in Israel hat ihn niemand beachtet, also ist er wieder hier und provoziert, egal wie.

Ralph Giordano? Schmerzensmadonna, war nie links, jetzt ist das auch noch chic, also feste druff...

Cohn Bendit? Das ehrenwerte Gefühl, weil uns niemand geholfen hat, müssen wir besonders wachsam (militant) sein, kann auch zu ganz falschen Schlüssen verleiten. Und Großer Staatsmann spielen ist so lustig!

Was aber haben all diese »Intellektuellen« gemeinsam? Daß sie Juden sind? Und was hat Gregor Gysi in dieser Parade zu suchen? Er spricht nicht für Juden und nicht als Jude, er pocht nicht auf sein Judentum, es ist ihm egal. Er ist in einem atheistischen Staat aufgewachsen und macht kein Drama aus seiner Abstammung. Dem »Spiegel« ist diese Abstammung nicht egal, und offensichtlich auch Ihnen nicht. Wieviele jüdische Intellektuelle könnten sie nennen, wenn sie es wollten, die nicht versuchen, durch öffentliche Empörung über alles Linke Punkte zu sammeln, die sich diesem Staat nicht »anbieten«? Ich glaube, da kämen einige zusammen. Einige schreiben sogar in KONKRET, nicht wahr? Einem Arier, Herr Gremliza, zumal einem, der sich für links hält, stünde es gut an, gelten zu lassen: Jude ist, wer sich als solcher bezeichnet. Jedem Kowalski steht es frei, sich als Amerikaner, Kanadier, Franzose, Deutscher, Däne oder sonstwas zu bezeichnen. (Gremliza? Bystrica? Lomnica? Stiavnica?).

Goran Hösbach

Aschaffenburg

Unangemessen

KONKRET 4/95 »Der zensierte Völkermord« von Oliver Tolmein

Es ist erfreulich, daß dieses zu lange verschollene Schwarzbuch über den Genozid an den sowjetischen Juden veröffentlicht und vorgestellt wird. Dabei dürfen natürlich auch die Gründe für die so lange Verzögerung nicht ungenannt bleiben. Allerdings hat Oliver Tolmein unbeabsichtigt mit einigen seiner Formulierungen jenen Kräften Nahrung gegeben, die die Verantwortung der deutschen Faschisten für die Massaker relativieren wollen. Es ist schon unangemessen, bei der Vorstellung dieses Schwarzbuches den Schwerpunkt der Berichterstattung auf die Fehler und Verbrechen der Kommunisten in der Sowjetunion zu legen. Schließlich haben ja sowjetische Partisanen und die Rote Armee trotz Stalin die Urheber der Massaker besiegt und dafür gesorgt, daß sie beendet wurden. Durch seine Formulierung »die Begründung des ... Urteils läßt den Sieg der Roten Armee über das Deutsche Reich in äußerst trübem Licht erscheinen« öffnet Tolmein das Tor für einen Geschichtsrevisionismus, der diesen Sieg als Austausch zweier Diktaturen bewertet, was Tolmein doch bisher bekämpft hat.

Es ist richtig und notwendig, die antisemitischen Tendenzen in der SU ab Ende der 20er Jahre zu analysieren. Da hat Trotzki schon 1937 in seinem Aufsatz »Thermidor und Antisemitismus« Wichtiges geschrieben. Diese Analyse schmälert

aber weder den Sieg der Roten Armee über den Hitlerfaschismus noch die Verantwortung desselben für die Massaker an Juden und Kommunisten.

Peter Nowak

Berlin

Das Schwarzbuch auf die Zensur zu reduzieren, also darauf, daß es ein »bedrückendes Stück Literatur« wäre, welches »dazu zwingt, sich mit dem Antisemitismus der Befreier« auseinanderzusetzen, ist Ausdruck einer Sichtweise auf die Schoa, die Beschreibung und Bewertung gern trennen möchte. Diese Trennung findet in diesem Buch bewußt - auch unabhängig von der Zensur nicht statt. Es ist ein bewußtes Bekenntnis zum Sozialismus, in der (trügerischen) Hoffnung, er böte Sicherheit vor antisemitischer Verfolgung. Die Forderung nach »objektiver« Darstellung ist eine relativ neue Erscheinung, die in den meisten Fällen bedeutet, daß die Überlebenszeugnisse ihres antifaschistischen Inhalts beraubt werden. Das ist auch der Sinn dieser Forderung; Aufarbeitung bedeutet dann nicht mehr, Lehren zu ziehen, sondern die Richtigkeit der Aussagen dann anzuzweifeln, wenn sie verbunden sind mit politischen Bekenntnissen und Aufrufen.

Das Nichterscheinen des Schwarzbuches in der UdSSR war eine Katastrophe, die sicherlich in der antisemitischen Haltung Stalins ihre Ursache hatte. Diese allerdings als durchgängig zu beschreiben, ist oberflächlich und gefährlich. Erinnert sei hier nur daran, daß bereits im August 1941, ganz am Beginn der Schoa, es sowjetische Juden waren, die über Radio Moskau zum Widerstand aufriefen: »Die Frage der Existenz des jüdischen Volkes stellt sich heute in ihrer ganzen Tragweite: Es geht um Leben oder Tod des jüdischen Volkes! . .. Aber wir Juden sind ein eigensinniges Volk. Wir wählen den härtesten Weg, den Weg des Lebens!« Das war das Fanal, welches erstmals weltweit die Aufmerksamkeit auf die Situation der jüdischen Bevölkerung in den von Deutschland besetzten Gebieten des Ostens richtete. In diesem Aufruf wurde auch zur Unterstützung der Sowjetunion im Kampf gegen Hitlerdeutschland aufgerufen. Heute den Stalinschen Antisemitismus in den Vordergrund zu stellen, verdrängt diese Phase sowjetischer Politik, die mit der Unterstützung des Staates Israel auch nach 1945 eine Fortsetzung fand.

Tjark Kunstreich

Berlin

Vollkommener Wahn

KONKRET 4/95: »Helm ab zum Gedicht!« von Klaus Theweleit

Klaus Theweleit sei großer Dank für die Erledigung einer auch ihm spürbar widerwärtigen, aber notwendigen Arbeit: der über den alten und nach wie vor flagranten und virulenten Ernst Jünger-Prosascheißdreck. Es ist alles wahr und schlimm und schlimmstens. Dabei hat Theweleit noch nicht einmal die allerschlimmsten Passagen aus den Strahlungen aufgeführt. Hätte er ihn dort nicht schon 1974 ordnungsgemäß abgegriffen, Jünger sollte sich spätestens zum 8.5.95 von der sozialdemokratischen Banausie der Stadt Frankfurt den ihm für sein Lebenswerk voll zustehenden Goethepreis abholen. Es ist alles ein vollkommener Wahn und eine vollkommene Perversion, unter deren beider Bann dies sogenannte Kulturleben statthat; nicht erst im Kainszeichen des Jünger-Freunds H. Kohl.

Eckhard Henscheid

Frankfurt/M.

Schlampig recherchiert

KONKRET 4/95: »Stechen im Auge« von Peter Hetzler

Zum Artikel von Peter Hetzler: 1. Torsten Haiger heißt richtig Thorsten Heise. 2. Selbiger wohnt in Northeim, nicht in Nordhain. 3. Adelepsen heißt richtig Adelebsen. 4. Die Autonome Antifa (M) tagt nicht in einer »komfortablen SPD-Einrichtung«, sondern vielmehr im Grünen Zentrum. 5. Der schwarze Block hat keine Mitglieder, geschweige denn 800, usw. usf. Alles in allem: schlampig recherchiert und keinerlei Analyse.

Karin

Göttingen

Konkret 05/95, S. 9

Hermann L. Gremliza

Ein Volk ist ein Volk ist ein Volk

Die Handlung vorweg: Die »Junge Welt«, bis 1989 Organ des Zentralrates der Freien Deutschen Jugend (FDJ) und in täglich anderthalb Millionen Exemplaren über die Republik hin mehr verteilt als verkauft, ist bis Mai 1994 auf 27.000 Abonnenten und 1.000 Einzelkäufer zusammengeschnurrt. Jeden Monat geht die Auflage um weitere 1.700 Exemplare zurück.

Das Ende der Zeitung vor Augen, rufen Verlag und Redaktion um Hilfe. Ein Berater schlägt vor, das Blatt anders zu machen als die anderen tausend Zeitungen: von einem Standpunkt aus, der nicht der des Standorts Deutschland ist. Der Startschuß der neuen »jungen Welt« am 9. Mai 1994 weckt nicht nur neue Leser, sondern auch alte, die es verschlafen hatten, mit ihrer Mitgliedschaft in der FDJ den Bezug des Blattes aufzugeben. »Werte Redaktion, min Mann und ich haben uns nach der Wende selbständig gemacht. Uns geht es sehr gut, wir wählen die CDU und wissen wir nicht, was wir mit Ihrem Käseblatt noch sollen...«, heißt es noch fünf Jahre nach der deutschen Revolution in einer der Kündigungen. Innerhalb weniger Wochen ist die Zeitung weitere viertausend Abonnenten los. Im Laufe der folgenden Monate gehen die Abbestellungen zum ersten Mal seit 1990 zurück, der Einzelverkauf steigt, im Herbst nimmt die Zahl neuer Abonnenten auf bis zu 400 pro Monat zu.

Zu spät. Anfang April hat die »junge Welt« noch 17.500 Abonnenten, aber kin Gdd mehr. Am 5. April meldet der Verlag Konkurs an.

Das deutsche Schauspiel hinterher: Die ganze Nation hat auf den Tag gewartet, an dem die letzte »Mauer in den Köpfen« geschleift ist. Endlich kommt die »Frankfurter Allgemeine« im »Neuen Deutschland« an. Auf die Bühne tritt schweren Proletenschrittes von links der Chefredakteur Oschmann (schluchzend):

Fiaska.. ein schwarzer Tag.. kann jeder nur besorgt sein... Medienlandschaft verarmt weiter...

Von rechts, aus dem Feuilleton der »Frankfurter Allgemeinen«, naht der Redakteur Jessen und mischt ein paar Tröpfchen Lacoste in Oschmanns Plasteränen:

Die kleine, aber traditionssatte Berliner Tageszeitung »Junge Welt« erscheint heute zum letzten Mal... muß man ihr Verschwinden doch sehr bedauern... ungerecht für die Gesamtzeitung... tragisch...

Doch der Mann aus Frankfurt spendet auch Trost:

auf den ersten Blick fällt es schwer, (das Verschwinden) zu bedauern...

Und der Mann vom »Neuen Deutschland« läßt sich trösten:

Um so bedauerlicher, daß das jüngste Zeitungsopfer auch hausgemachte Ursachen hat. Zuvorderst ist ein inhaltliches Konzept gescheitert. Es hatte sich nach 1989, tastend entwickelt.

Was ich gerade sagen wollte!, sagt der Frankfurter Redakteur:

Als im Frühjahr letzten Jahres Hermann L. Gremliza das Schicksal des ehemaligen FDJ-Organs in die Hand nahm, das gerade erst schüchtern

bzw. tastend

einen unabhängigen Kurs linker Neugier gewonnen hatte, kehrte mit Macht und Geld die alte Dogmatik zurück, aber diesmal in ihrer westdeutschen Färbung, mit dem Haß und den lebensgeschichtlichen Idiosynkrasien der bundesrepublikanischen Altlinken.

Woher wissen Sie?, fragt der vom »Neuen Deutschland«, der, wiewohl seine Redakteure eine lebensgeschichtliche Idiosynkrasie gegen Fremdwörter hegen, doch auch weiß:

In ihrer tönenden Endphase indes («endlich eine linke Tageszeitung«) wurde die Zeitung eine Beute von Westlinken, denen Lesermehrheiten offenbar höchstens halb soviel wie eigene Eitelkeiten oder die Verkündung neuer Schwarz-Weiß-Muster galten.

Meine Rede!, fällt der Mann von der »Frankfurter Allgemeinen« dem Redner ins Wort:

Mit einer gewissen Überspitzung ließe sich sagen, daß mit dem KONKRET-Herausgeber aus Hamburg der Typ des DKP-Funktionärs an die Stelle des SED- beziehungsweise FDJ-Kaders getreten war. Von welchem Typus die größere Liberalität und Offenheit, zumindest seit 1990, zu erwarten ist, liegt auf der Hand Die Sozialisten im Osten mußten sich wandeln,

wenn sie denn weiter mitdenken und schreiben wollten. Im Westen gab es einen solchen, und sei es nur überlebenstechnischen Zwang nicht.

Sie nehmen mir das Wort aus dem Mund!, ruft von hinten Frau Zimmermann, stellvertretende Chefredakteurin vom Zentralorgan der Liberalität und Offenheit zumindest seit 1990, erfahren in Wandlungen unter überlebenstechnischem Zwang seit bald fünfzig Jahren:

Auch linke Zeitungen (tun) gut daran, sich an den vorhandenen politischen Strukturen zu orientieren... daß im linken Spektrum derzeit nur die PDS eine Massenbasis hat... keineswegs alles schön finden... Prinzip der kritischen Solidarität.

Weil aber dem geistigen Arbeiter der Stirn das Prinzip der kritischen Solidarität vielleicht so fremd ist wie dem »Neuen Deutschland« die Idiosynkrasie, tritt die geistige Arbeiterin der Faust an die Rampe, um es dem Kollegen vom Main zu erklären:

Das Prinzip der kritischen Solidarität ist etwas ganz anderes als das profilierungsneurotische der»jungen Welt«, welches darauf hinauslief daß kritischer Journalist nur sein kann, wer der eigenen Klientel fortgesetzt die Beine wegschlägt.

(Daß der kritische Journalist nicht Leser über Ereignisse und Gedanken zu informieren, sondern eine Kundschaft zu bedienen hat, versteht der Frankfurter blind.) Genau, Frau Kollegin, ruft der Kollege, meine Meinung:

Der jüngste Höhepunkt dieses Journalismus war die Kampagne »Keine Träne für Dresden«. Sie wollte das deutsche Volk, nun freilich sehr unmaterialistisch und unmarxistisch, für alle Zeit und in jeder Hinsicht zum Tätervolk bestimmen... Der fundamentalistische Internationalismus wandelte sich in der Zeitung zu Exzessen deutschen Selbsthasses.

Sehr wahr!, Herr Kollege, seufzt die Kollegin:

Das schneidende, ausschließlich intellektuell gestützte Linkstum, das... sich mit der Brillanz der Analyse zufriedengibt, ist ein westdeutsches Phänomen, dem die »junge Welt« am Ende erlag Immer nur nein sagen, auch wenn es noch so gut begründet scheint, ist kein Konzept. Menschen, die heute leben und links denken, wollen ihre Tage nicht mit Warten auf eine wie auch immer geartete Revolution verbringen.

So ist es, sagt der Mann von der »Frankfurter Allgemeinen«, die sich an dieser Stelle fast schon wie ein traditionssatta Zentralorgan linker Neugier zu fühlen beginnt. Zwar ist der Generalsekretär des Zentralkomitees der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands, dessen wegweisende Ausführungen zum Beleg jetzt zu zitieren waren, tot, doch er hat eine Nachfolgerin gefunden, die unter ihrem rotgrünem Schopf noch plattere Meinungen aufbewahrt als ein ÖTV-Sekretär unter seinem Scheitel. Sie ist Lothar Biskys Punkermariechen. Redakteur Jessen ruft sie als Kronzeugin auf:

Selbst Angela Marquardt, immerhin stellvertretende Vorsitzende der PDS, hat über die »junge Welt« mißvergnügt geurteilt: »Ich habe keinen Bock, eine Zeitung zu lesen, die mir jeden Tag die richtige Meinung vorgeben will..«

und da hat sie mit der »Frankfurter Allgemeinen« und dem »Neuen Deutschland« echt doppeltes Glück, beide tun jeden Tag das Gegenteil. Während Frankfurt den Journalisten der »jungen Welt« übelnimmt, keine Osch- und Zimmermännern geworden zu sein, dürfen die Berliner mitdenken und schreiben und sich über die gerechte Strafe für noch so gut begründetes Neinsagen freuen. Frau Zimmermann tuts gern: Die Leser hätten der »jungen Welt«

eine Absage an elitäres linkes Getue

erteilt. Die Personen der Handlung fallen sich in die Arme. Vorhang! Daß das elitäre linke Getue nicht halb so viele Abonnenten gekostet hat wie der schüchterne Kurs linker Neugier, ist vergessen. Tatsachen stören, wie der Volontär lernt, nur den Fluß der Erzählung. Das Leben unterm überlebenstechnischen Zwang hat in Frankfurt wie in Berlin einen Feind, den Feind der Leser, den Feind der Mehrheit, den Feind des Volkes, den kalten, schneidenden Intellektuellen, Dogmatiker, Sektierer, Analytiker, Neurotiker, Neinsager, der nie dabei war, wenn zusammenwuchs, was zusammengehört.

Nekrolog: Was mit ihm tun? In einer Glosse über die »junge Welt« hat H. Broder unter Pseudonym deren Berater unter »Artenschutz« gestellt. Wie nahe doch selbst älteren Zivilgesellschaftern, wenn sie sich diesem deutschen Vaterland anschließen, Gedanken an biologische Lösungen plötzlich liegen.

Seit 18 April erscheint die »junge Welt« im Verlag ihrer Redakteurinnen und Redakteure.

Konkret 05/95, S. 10

Herrschaftszeiten

Furcht oder Hoffnung?

Umfrage der Mannheimer Forschungsgruppe Wahlen im März 1995: »Was meinen Sie: Besteht in Deutschland die Gefahr, daß der Nationalsozialismus wiederkehrt?« 42 Prozent der Landsleute sagen Ja (im Westen 38, im Osten 54 Prozent). Was bedeutet das? Daß die Befragten ihre Nachbarn gut genug kennen? Oder sich selber?

Maß für Maß

Die Berliner Stelle zur Ermittlung von DDR-Regierungskriminalität verfügt über 66 Staatsanwälte, denen 3.000 Mitarbeiter der Gauck-Behörde zuarbeiten. Die Ludwigsburger Zentralstelle für NS-Verbrechen verfügte zu ihren besten Zeiten über 50 Staatsanwälte, heute sind es 8. So bot und bietet die deutsche Justiz allzeit Gewähr, daß man den Zensor der Reime von Biermann (Sohn) so gewiß kriegen wird, wie man den Mörder von Biermann (Vater) nicht kriegen wollte.

Fortschritt 1

Früher, im finsteren Mittelalter der Neuzeit, war Algirdas Brazauskas Chef der Kommunistischen Partei in Litauen. In der neuen Weltordnung hat er seinen alten Aberglauben überwunden, so daß der Pfarrer der Heilig-Geist-Kirche von Wilna während einer Messe bekanntgeben konnte, daß der Staatspräsident Algirdas Brazauskas sich zum Katholizismus bekehrt habe. Besonders soll es dem mit der Privatisierung staatlicher Betriebe Beschäftigten die Schlußformel der katholischen Messe angetan haben: Ite missa est - Gehet, Ihr seid entlassen.

Fortschritt 2

Die ostelbischen Großgrundbesitzer, zwischen 1945 und 1948 von den Sowjets um die Basis ihres in Politik und Kultur segensreichen Wirkens gebracht, marschieren. Voran Albrecht Graf Schlieffen, Erbe eines bekannten Planers, Manfred Graf Schwerin, der aber nicht die ganze Stadt zurückhaben will, und Ehrenfried von Wolffersdorf, da seine Kollegen aufrief, ihre bewährte Zivilcourage zu zeigen und nicht zu resignieren vor dem ganz unverständlichen »Adel- und Junkerhaß unverantwortlicher Kräfte in den neuen Ländern« (Erklärung des Deutschen Landbundes).

Emanzipation

Die einst erfolgreiche DDR-Zeitung »Wochenpost«, inzwischen vom Berliner Verlag (Gruner & Jahr, das heißt: Bertelsmann) nach dem Vorbild der Innungszeitschrift »Bäckerblume« grafisch und politisch umgestaltet, weiß, was Ost-Frauen wünschen: »Der West-Strich lockt. Brutale Schlepper sind im Geschäft mit der Frau nur ein Teil der Wirklichkeit. Die meisten ausländischen Prostituierten

sind freiwillig hier. Um Geld für die Familie zu verdienen... Prostituierte sind in erster Linie Unternehmerinnen.« Freiwillig. Ungezwungen, risikobereit und willig, wie d« deutsche Freier seine Unternehmerinnen liebt.

Sechs Millionen

Adenauer hat es gewußt: »Ich wollte, die Bewohner der Ostzonen-Republik könnten einmal offen schildern, wie es bei ihnen aussieht. Unsere Leute würden hören, daß der Druck, den der Nationalsozialismus durch Gestapo, durch Konzentrationslager, durch Verurteilungen ausgelöst hat, mäßig war gegenüber dem, was jetzt in der Ostzone geschieht« (Goslar, 1950). Jetzt, im 50. Jahr nach dem leider verlorenen Krieg, können unsere Leute es endlich hören. Die Konrad-Adenauer-Stiftung lud unsere Leute in die Lüneburger Theodor-Körner-Kaserne, wo der Zahnarzt Reiner Fischer die Leiden schilderte, die ihm die Lektüre seiner Gauck-Akten zugefügt hat:

Seine Akte beginnt im Jahre 1983 wegen einer zufälligen Begegnung auf einem Parkplatz an der Autobahn bei Potsdam. Ein westdeutscher Wagen, ein Opel, parkte dort. Fischer sprach den Mann an: Wohin er wolle und wie lange er in der DDR bleiben wolle und wie es ihm gefalle. Heute weiß er, daß das Gespräch an jenem Tag von 12.05 Uhr bis 12.32 gedauert hat. Das nämlich hat ein Stasi-Spitzel in seinem Bericht genau aufgezeichnet. Von da an war er in den Mühlen der Stasi. Ein Eintrag bezieht sich auch auf ein Treffen mit dem heutigen Mecklenburger Ministerpräsidenten Berndt Seite (CDU). Dieser praktizierte damals in Röbel als Tierarzt und hatte für Freunde und Bekannte ein Schlachte-Essen organisiert. Reiner Fischer: »Das war zur Zeit, als im Westen die Friedensbewegung für Abrüstung auf die Straße ging.

Seite war bekannt dafür, daß er kein Blatt vor den Mund nahm. Er sagte: > Wir rüsten nicht auf, sondern ab. < Und dann machte er eine lange Pause. Und danach: >Am kalten Bufett!< Die Folge dieser Äußerung: Seite wurde zur Stasi bestellt, und man verbot ihm, nie wieder im größeren Kreise solch ein Essen zu veranstalten.« Vollends verdächtig machte sich Fischer, als er ein Jahr vor der Wende einen Ausreiseantrag stellte...

Opfer unter sich. Nie wieder Opel, nie wieder Schlachte-Essen. Lagerleben in dem KZ, das DDR hieß. »6 Millionen Opfer klagen an«, lautet die Schlagzeile, die der »Extra-Tip« aus Lüneburg über Fischers Erzählungen stellte. Doch auch die schrecklichsten Schrecken haben ihre(n) gute(n) Seite. Dank Mielke und Gauck durfte der Zahnarzt Rainer Fischer erfahren, daß es in seinem mental eher dental geprägten Leben doch einen großen Augenblick gegeben hat: 1983 auf einem Autobahnrastplatz bei Potsdam.

KH.Hansen

Der 6 000 001

Wenn aber der Jürgen Fuchs die Qualen schildert, die er in der DDR erlitten hat, kann die Anne Frank ihr Tagebuch einpacken. Zurecht ist diese nicht in den PEN aufgenommen worden, weshalb sie auch nicht wie jener den westdeutschen PEN wegen zu geringer Achtung vor seinem Leiden unter Protest verlassen und sich dem Exil-PEN anschließen konnte. »So verschieden ist es im menschlichen Leben« (Kurt Tucholsky, Exil ohne PEN).

Freiheit

»Müssen Sie Nachteile befürchten, wenn Sie in der Firma offen Ihre Meinung sagen?« hat die Fachhochschule Köln westdeutsche Lohn- und Gehaltsabhängige gefragt. 43 Prozent mußten »ein wenig« Nachteile befürchten, 21 Prozent »stark« und 21 Prozent »sehr stark«. Nur 15 Prozent glaubten, nichts befürchten zu müssen.

Kein Frieden mit Deutschland

Unter diesem Motto rufen antinationale Gruppen aus dem Bundesgebiet zu einer Demonstration am 6. Mai in Berlin auf. Im Aufruf heißt es: »Am 8. Mai 1995, 50 Jahre nach der vollständigen Kapitulation, feiert Deutschland seinen Sieg über die Geschichte. Wir sagen, daß Deutschland nicht Frieden verdient, sondern bekämpft gehört.«

Die Demonstration beginnt am Samstag, dem 6. Mai um 13 Uhr am Oranienplatz in Berlin-Kreuzberg. Ab 19 Uhr am Samstag und ab 10 Uhr am Sonntag findet in der TU Berlin eine Konferenz statt, die Programm und Selbstverständnis in Diskussionen weiterentwickeln soll. Referenten: Jürgen Elsässer, Heiner Möller, Günther Jacob, Clemens Nachtmann und andere. Plakat und Aufruf können bestellt werden bei: Bundesweites antinationales Büro, Postfach 306273, 20328 Hamburg, Tel./Fax 040/438846 oder Berliner Aktionsbüro 8. Mai, c/o Prowo, Eisenbahnstraße 4, 10997 Berlin, Tel. 030/6188002, Fax 6188003.

Fortschritt 3

Erst hatte sie ihr Leben Mao geweiht und wollte nichts als Tag und Nacht »dem Volke dienen«. Dann bekehrte sie sich zur Bergpredigt und wollte fortan »auch die andere Backe hinhalten«. Schließlich aber fand sie, daß es noch besser sei, dem deutschen Volk zu dienen und weniger die Backe hin- als die Hand aufzuhalten. Und weil sie als Vizepräsidentin des Bundestags mit monatlich 25.000 Mark (plus Dienstwagen) auskommen muß, geht Antje Vollmer auch noch auf Zeilengeld aus. Für 12.000 Mark schrieb sie dem »Spiegel« einen Aufsatz über das deutsch-tschechische Verhältnis, kassierte, als Augstein nicht drucken wollte, 8.000 Mark Ausfallhonorar und verkaufte das Manuskript an »Focus«, wo es - wie fast alles - gedruckt und noch einmal bezahlt wurde. Damit war die Kette unterbrochen und die bereits ins Auge gefaßte Fortsetzung der Aufsatzreise zu »Stern«, »Rheinischer Merkur«, »Bunte«, »Allegra« bis »Bayernkurier« gestoppt. Entgangene Ausfallhonorare ca. 30.000 Mark.

Konkret 05/95, S. 11

Michael Scharang

Die Jünger des Ernst Jünger

Nur

.

Wenn eine Bagatelle sich
Widerspiegelt in vielen Bagatellen,
Erweist die Widerspiegelungstheorie,
Unbrauchbar sonst,
Sich als brauchbar

Aber nur

Wenn Jüngers Schwäche,
Literarisch und philosophisch
Kümmerlich zu sein,
Sich widerspiegelt in seiner Starke,
Gedanklich und stilistisch
An Erbärmlichkeit alles zu übertreffen

Aber nur

Wenn aus dem trüben Spiegel
Den trüben Tassen,
Den Hochhuths Müllers Straußens,
Der alte Jünger entgegenschaut

Und nur

Wenn die erbärmlichen Jünger,
Die aus der Kümmerlichkeit
Noch weniger herausragen,
Von Jünger, ihrem Spiegelbild,
Sich überragt sehen

(abgedruckt in Rubrik »Herrschaftszeiten«)

Konkret 05/95, S. 12

Otto Köhler

Die Frechheit hat Geburtstag

Wenn am Vorabend des 8. Mai Alfred Dreggers nationale Front aufmarschieren und die Niederlage Nazi-Deutschlands beklagen wird, werden die Trauerredner mit einem jedenfalls recht haben: Weder wurden die Deutschen 1945 befreit noch wollten sie überhaupt befreit werden

8. Mai 1995 – die Freiheit hat Geburtstag, und auch die »Junge Freiheit« gibt ihr ne Party. Alfred Dregger, Rainer Zitelmann, Ernst Nolte samt seinem Schüler Klaus ehem. Röhl haben eine »Initiative 8. Mai« gegründet und stechen am Vorabend im Traditionsort München ihr deutschnationales Faß an. Einen – stets etwas verwahrlosten – Sozialdemokraten haben sie schon besoffen gemacht. Hans Apel, einst Verteidigungsminister im Kabinett Schmidt, unterzeichnete gemeinsam mit dem Chefredakteur der »Jungen Freiheit«, Dieter Stein, und zahlreichen weiteren Rechtsextremisten und Erstchargierten einen Aufruf mit dem genialen Titel »Gegen das Vergessen«, den die »Frankfurter Allgemeine« am 7. April veröffentlicht hat. Zwischenzeitlich ist Apel aus seinem nationalen Rausch erwacht und möchte nun – ein schwerer Fall von sozialdemokratischem Sowohl-Als-Auch – von seinen ehemaligen Kumpanen nichts mehr wissen, am Inhalt des Aufrufes gleichwohl aber festhalten.

Ein neuer Auftritt der Gruppe Zitelmann also, mitsamt dem »Sonderkonto Demokratie« (Deutsche Bank) ihres Freundes Heimo Schwilk. In einer PR-Aktion für ein gleichnamiges Buch des rearisierten Ullstein Verlags (s. KONKRET 11/94) plädiert ihr »FAZ«-Inserat zum 8. Mai für das »Selbstverständnis einer selbstbewußten Nation« und beklagt den »Beginn des Vertreibungsterrors«. Den terminieren sie sehr selbstbewußt auf den 8. Mai 1945 und nicht auf den 1. September 1939.

Was Alfred Dregger am 7. Mai in München sagen wird, ist so gut wie bekannt. Er hat seine Rede – Titel: »Der ganzen Wahrheit ins Auge sehen« – schon am 25. März in Heilbronn gehalten. »Glückauf, es lebe Deutschland, unser Vaterland«, rief da der Ehrenvorsitzende der CDU/CSU-Bundestagsfraktion in den anschwellenden Beifall des Verbandes Deutscher Soldaten e.V., Landesverband Baden-Württemberg. Fünf Sätze zuvor hatte Dregger eine heimtückische Offensive entlarvt, die »Deutschland wehr- und hilflos machen soll«. Nämlich: »Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, daß es oft dieselben sind, die den Dienst in der Wehrmacht als verbrecherisch denunzieren, den Dienst in der Bundeswehr ablehnen und Soldaten als ›Mörder‹ bezeichnen.«

Zwar bin ich einer von denselben und meine letzteres, weil diese von jener aufgebaut und ausgebildet worden ist. Trotzdem hat Dregger recht: Nicht alle Soldaten sind Mörder. Soldaten, die sich gegen deutsche Soldaten zur Wehr setzten, sind es nicht. »Nürnberg war ein Siegergericht«, erzählte Dregger seinen Kameraden und fuhr fort: »Umso verwerflicher ist es, daß heute ein sogenanntes Hamburger Sozialinstitut mit einer ominösen Ausstellung in der Verurteilung der Wehrmacht dieses Siegergericht noch zu übertreffen sucht.«

Irgendwie hat sich der Ehrenvorsitzende und Veranstaltungsredner des 7. Mai 1995 dann doch noch klar und eindeutig gegen Hitler ausgesprochen: »Hitler war der Verderber Deutschlands.« Warum? Er hat »tatenlos dem schändlichen Bombenterror der Alliierten gegen die deutsche Zivilbevölkerung zugesehen«. Tatenlos? Wirft Dregger Hitler vor, daß er über England nicht auch Giftgas abgeworfen hat, das die Interessengemeinschaft Farben ihm schließlich anbot? Und die tatsächlichen Verbrechen Hitlers sind dem Ehrenvorsitzenden ebenso unbekannt wie Coventry?

Alfred Dregger, ein Unterführer der größten Mord- und Terrororganisation der deutschen Geschichte, erklärt fünfzig Jahre danach den Angehörigen der Nachfolgeorganisation, wer diesen Staat aufgebaut hat: »Es war vor allem unsere Generation, die Kriegs- und Aufbaugeneration, die nach Rückkehr aus Krieg und Gefangenschaft dieses große Werk geschaffen hat.«

Welches Werk?

Das Werk des Zugriffs und das Werk des Weltmodells. Der Ehrenvorsitzende sagt es so: Das Werk wurde geschaffen von »Ludwig Erhard durch seine wegweisende soziale Marktwirschaft, die zum Weltmodell wurde«. Und von »Helmut Kohl, der – als die Stunde da war – nicht ein allgemeines Palaver begonnen, sondern zugegriffen hat«. Jubeln werden sie am 7. Mai in München, wenn der Ehrenvorsitzende wieder – wie schon am 25. März – mit der »Arroganz und Frechheit« des jüdischen Schriftstellers »Ralf« Giordano abrechnet und verlangt, daß »wir uns wehren müssen« gegen die »zynische Einseitigkeit unserer Nationalmasochisten«.

Doch nach dem 7. Mai des Alfred Dregger folgt der 8. Mai – der Tag, an dem, so versichern ARD und ZDF, »Stern« und »Woche«, »Focus« und »Wochenpost«, die Freiheit Geburtstag hat. Sogar das Anzeigenmagazin »Max« macht mit und einige Theater in einigen Städten. Eine »in Deutschland bislang beispiellose Medieninitiative« verspricht Andreas Wrede, der Chefredakteur des Anzeigenmagazins. Er verheißt »mediale Highlights« für den 8. Mai. Aber genauso wichtig sei »das aktive Mitmachen von uns Bürgern«.

Wer mehr wissen will, soll beim »Stern« unter der Nummer 3703 2664 nachfragen. Ich rufe an, bitte als Journalist um Informationen, um sonst nichts. Bald bekommt der »sehr geehrte Herr Köhler« ein Schreiben vom »Stern«, in dem die Leserbrief-Redakteurin dankt für den Anruf »und das Interesse, das Sie der Aktion *Die Freiheit hat Geburtstag* entgegenbringen, wobei wir allerdings darauf hinweisen möchten, daß sich diese lediglich auf die Programme der einzelnen Theater beschränkt«. Der »Stern« werde zwar kontinuierlich über die Ereignisse der letzten Kriegstage berichten, »plant jedoch selbst keine eigene Ausstellung oder eine entsprechende Dokumentation«. Auch könne er nicht »das uns angebotene Material, die Texte, Hinweise etc. redaktionell auswerten«. Ich hatte nichts angeboten. »Darüber hinaus liegt uns auch keinerlei Informationsmaterial vor, das wir Ihnen zur Verfügung stellen könnten.« Noch ein Satz, in Originalorthographie: »Wenn Sie eigene Inzinierungen, Veranstaltungskonzepte o. ä. erarbeitet haben, dann sollten Sie sich bitte an Ihr regionales Theater wenden, um dort über eine mögliche Realisierung zu reden.«

Da wende ich mich, statt an weitere Vertreter der beispiellosen Medieninitiative, lieber an den Ehrenvorsitzenden Dregger. Er hat ein ehrliches Konzept. Er sagt, daß das deutsche Volk 1945 nicht befreit worden ist. Es wollte auch gar nicht befreit sein, das konnte Hannah Arendt noch 1951 bei ihrem Besuch in Deutschland erkennen. Sie sah – sechs Jahre danach – , daß über Europa ein Schatten tiefer Trauer lag, und mußte erfahren: »Doch nirgends wird dieser Alptraum von Zerstörung und Schrecken weniger verspürt, und nirgendwo wird weniger darüber gesprochen als in Deutschland.« Es war ihr unmöglich zu unterscheiden, ob es sich dabei »um eine irgendwie absichtliche Weigerung zu trauern oder um den Ausdruck einer echten Gefühlsunfähigkeit« handelte, jedenfalls: »Der Durchschnittsdeutsche sucht die Ursachen des letzten Krieges nicht in den Taten des Naziregimes.«

Niemand hat das nachdrücklicher bestätigt als die Goebbels-Journalisten (»Das Reich«) Erich Peter Neumann und Elisabeth Noelle, die nach 1945 heirateten und das Allensbacher Institut für Demoskopie gründeten. Das Volk, das sie in den ersten Nachkriegsjahren befragten, war nicht befreit worden und hatte sich von den Nazis nicht befreit.

Vom Großbankier Hjalmar Schacht, der 1932 die Industrie mit den Nazis verkuppelte, hatten 42 Prozent der Befragten eine gute und nur 10 Prozent keine gute Meinung; von Göring, seinem Vertrauensmann, 37 Prozent eine gute und 36 Prozent keine gute Meinung; Hitlernachfolger Dönitz erzielte gar 46 zu 7 Prozent, und nur Hitler selbst war es schließlich doch noch gelungen, beinahe jeden zweiten Deutschen gegen sich einzunehmen, 47 Prozent hatten keine gute Meinung mehr von ihm – aber 24 Prozent hielten weiter fest an ihrer »guten Meinung« vom Führer.

Nein, Dregger hat recht, die Deutschen sind 1945 nicht befreit worden – und das sagten sie damals auch ganz offen. Frage: »Wie waren – einmal ganz allgemein – Ihre Erfahrungen 1945 bei der Besetzung?« Schlecht waren sie bei der Befreiung durch die Rote Armee bei 95 Prozent, durch französische Truppen bei 65 Prozent, durch US-Truppen bei 49 Prozent und durch britische Truppen bei 37 Prozent. Die relative Bevorzugung der britischen Besatzungspolitik ist verständlich, weil die Briten am ehesten bereit waren, die überlebenden Juden weiter zu diskriminieren, indem sie sie genauso behandelten wie Deutsche. Einem englischen Rabbiner verweigerten die britischen Besatzungsbehörden das Einreisevisum, weil »britische Staatsbürger unter Deutschen keine Hilfsarbeit leisten dürfen«. Die Besatzungsoffiziere wurden ausdrücklich aufgefordert, Juden nicht zu bevorzugen. Gleichwohl machten sich die Deutschen da Illusionen. Die Haltung der Briten beruhte nicht in erster Linie auf antisemitischer Solidarität mit den Deutschen, sondern war Ausfluß der britischen Palästinapolitik.

Auch ihre alte Hymne, das sogenannte Deutschlandlied, wollten die Deutschen schon gleich nach dem Krieg mit großer Mehrheit (73 Prozent) wieder singen. Ob mit oder ohne vierte Strophe (»Die Fahne hoch ...«) wurde allerdings nicht erfragt. Wenn nicht nazistisch, war die Hälfte der Deutschen doch wenigstens deutschnational bis in die Knochen: 47 Prozent wollten die schwarzweißrote Fahne des Kaiserreiches wiederhaben, nur 18 Prozent plädierten für die schwarzrotgoldenen Farben der demokratischen Republik.

Was für einer Republik? Frau Noelle-Neumann: »Nun eine Frage über die Emigranten, die wegen Hitler ins Ausland gingen. Manche Leute sagen: Wer während des Krieges vom Ausland aus gegen Hitler gearbeitet hat, soll heute kein hohes Amt in der Regierung haben. Was ist Ihre Ansicht dazu?« 39 Prozent der befreiten Deutschen antworteten: »Sollten kein hohes Regierungsamt haben«; nur 13 Prozent wollten da mal nicht so sein und zeigten sich tole-rant: »Könnten hohes Regierungsamt haben.«

Der »Spiegel«, der seine Deutschen kennt, inszeniert keine medialen Highlights wie die Kollegen von »Stern«, »Max« und »Focus«. Er hat nur ein »Spiegel Special« herausgebracht mit dem Thema: »Die Deutschen nach der Stunde Null. 1945 - 1948«. Null ist gelogen, das weiß man natürlich auch im »Spiegel«-Hochhaus. Und so berichtet der »Soldat Augstein«, der an Ort und Stelle sein Uniformbild einrücken ließ, wie es ihm damals erging: »Auf dem Weg nach München fielen wir mehrmals unter außer Rand und Band geratene ›displaced persons‹. Gerettet wurden wir immer wieder von amerikanischen Soldaten, die gegen diese Leute ziemlich rüde vorgingen.«

Außer Rand und Band? Richtig, das SS-Wachpersonal hatte sich verkrochen und konnte Augstein nicht mehr schützen. Aber wer hatte denn die persons bloß so tatkräftig displaced? Es waren Soldaten wie Augstein, auch wenn nach Dreggers

reiner Lehre der Vertreibungsterror erst am 8. Mai 1945 begann.

Er hat heimgefunden: Der alte Augstein propagiert wieder dieselben Ansichten, die der junge von seinen SD-Redakteuren verbreiten ließ. Schon im Mai 1948 diffamierte der »Spiegel« »eine Gruppe von Ausländern«, der »die Masse der DPs den Haß« verdanke, der ihnen überall entgegenschlage: »Es sind diejenigen Deplacierten, die vom Verbrechen leben, arbeitsscheue Elemente, denen es noch nie so gut gegangen ist wie in den DP-Lagern und auf dem deutschen Schwarzmarkt.« Augsteins Magazin, das im Ungefähren ließ, wie denn die DPs ins Land gekommen waren, drohte: »Wenn sich die trüben Wasser klären, werden auch ihre Fischzüge ein Ende nehmen.«

Die trüben Wasser klärten sich, als ehemalige Mitarbeiter des SS-»Sicherheitsdienstes« (SD), wie der später zu Springer weitermarschierte Horst Mahnke, getreuer Adjutant des Anführers der SD-Mordtruppe »Vorauskommando Moskau«, beim »Spiegel« das Sonderkommando für die DP-Berichterstattung übernahmen – da wurde der »Spiegel« zum Stürmer, und Augstein selbst beschimpfte schließlich den Rechtsvertreter der bayrischen Juden (»dieses Zwischending von einem römischen Volksredner und einem Teppichhändler aus Smyrna«), die den »Spiegel« wegen antisemitischer Hetze verklagt hatten (s. KONKRET 5/92).

Ausgerechnet die ersten und schlimmsten Opfer des Vertreibungsterrors, wie Dregger sagen müßte, wenn er meinte, was er sagte, die Displaced Persons, wurden auch von ihren Befreiern mißachtet. Noch Monate nach der Kapitulation der Deutschen mußten viele der von den Nazis Verschleppten hinter Stacheldraht in den ehemaligen Konzentrationslagern leben. Der Historiker Frank Stern: »Zu den Irritationen auf deutscher Seite trug ebenfalls die Tatsache bei, daß viele amerikanische Soldaten im Verlauf des Jahres 1945 die Gesellschaft guterzogener, bescheidener, gefügiger, netter, sauberer und ordentlicher Deutscher – und nicht nur die der Fräuleins – der Gesellschaft in ihren Augen heruntergekommener, schmutziger, depressiver DPs vorzogen.«

Es ist wahr, der ehemalige Wehrmachtsoffizier Augstein artikuliert in seinem »Special« noch immer nur die deutsche Volksmeinung von 1945. In einem Bericht von General Eisenhowers Berater für jüdische Angelegenheiten, Juda Nadich, ist sie festgehalten worden: »Ob Sekretärinnen oder andere deutsche Angestellte der Militärbehörden, ob Deutsche, die von amerikanischen Offizieren besucht wurden, oder die jungen Damen, die von Offizieren ausgeführt wurden – alle beschuldigten ... die DPs aller Verbrechen, die in Deutschland begangen wurden.«

Der Chef der Dritten Armee, George Patton, ein abstoßend deutschfreundlicher US-General, schrieb Ende August 1945 an seine Frau: »Die Deutschen sind zur Zeit das einzige anständige Volk, das es in Europa noch gibt. Wir haben die Wahl zwischen ihnen und den Russen. Mir sind die Deutschen lieber.« Patton bremste die Entnazifizierung, wo er nur konnte, weil er überzeugt war, nur so die Deutschen geneigt zu halten, mit den USA gegen die Sowjets zu marschieren – eine realistische Einschätzung, die nicht unrealistischer wurde dadurch, daß er zu glauben schien, die Befreiung der Deutschen sei erst vollendet, wenn auch der letzte Jude verschwunden wäre: »Es bleibt viel zu tun, in erster Linie weil der typische Vertreter der jüdischen DPs ... eine Art Untermensch ist, ohne jegliche kulturelle und soziale Bildung. Ich habe nie eine Gruppe Menschen gesehen, die weniger Intelligenz und Charakter besitzt. Praktisch alle haben ausdruckslose braungraue Augen ..., die meiner Meinung nach auf sehr niedrige Intelligenz hinweisen.« Denjenigen, die glaubten, »daß es sich bei einer Displaced Person um ein menschliches Wesen handelt«, erklärte Patton, »daß sie (dies) aber nicht ist, insbesondere was die Juden betrifft, die noch niedriger als Tiere stehen«.

Der General sprach aus, was die Deutschen damals dachten und bald auch wieder offen sagten. Im Juli 1950 wehrte sich der Bamberger Flüchtlingsausschuß in einer schriftlichen Petition an die Behörden gegen die gemeinsame Unterbringung von Juden, die aus ihrer Heimat nach Deutschland verschleppt worden waren, mit denen, die das Monopol auf den Begriff »Heimatvertriebene« beanspruchten. Es könne »den Heimatvertriebenen nicht zugemutet werden, mit Elementen unter einem Dach zu wohnen, die zu hohem Prozentsatz kriminell sind, keiner geregelten Arbeit nachgehen und denen weder an einer sittlichen Einordnung noch an einer Respektierung der staatlichen Autorität« liege. Der Bamberger Oberbürgermeister bezeichnete bei dieser Gelegenheit die von den Deutschen heimatvertriebenen Juden »als die Hauptwanzenträger«, die »in einem der großen noch nicht verwendeten Stallgebäude unterzubringen« seien.

8. Mai 1945 – die Freiheit wird geboren. Einige Tage zuvor ist Martha Gellhorn, US-Journalistin, Schriftstellerin, zeitweilige Ehefrau von Ernest Hemingway, im tatsächlich befreiten Konzentrationslager von Dachau. Sie sitzt im Krankenbau, bei einem polnischen Arzt, der fünf Jahre in diesem KZ eingesperrt war. Einer von denen, die man bald DPs nennen wird, kommt herein. Gellhorn hat ihn beschrieben: »Seine Augen waren groß und sonderbar und traten aus den Höhlen heraus, und sein Kieferknochen schien durch seine Haut zu schneiden. Er war beim letzten Todestransport von Buchenwald nach Dachau gekommen. Fünfzig Güterwagen mit seinen toten Reisegefährten standen noch auf dem Nebengleis außerhalb des Lagers, und während der letzten drei Tage hatte die amerikanische Armee Dachauer Zivilisten gezwungen, die Toten zu begraben. Als dieser Transport angekommen war, hatten die deutschen Wachen die Männer, Frauen und Kinder in die Güterwagen eingeschlossen, und dort waren sie langsam an Hunger, Durst und Erstickung

gestorben. Sie schrien, und sie versuchten, sich nach draußen zu kämpfen; von Zeit zu Zeit schossen die Bewacher in die Wagen, damit der Lärm aufhörte. Dieser Mann hatte überlebt; er wurde unter einem Stapel von Toten gefunden.«

»Alle sind tot«, sagt der Mann, den Martha Gellhorn »das Skelett« genannt hat. Der polnische Arzt versucht, ihm Trost zuzusprechen. Dann wendet er sich an die amerikanische Reporterin: »Die Deutschen machten hier ein paar ungewöhnliche Experimente«, erzählt er ihr. »Sie wollten zum Beispiel herausfinden, wie lange ein Flieger es ohne Sauerstoff aushält, also wie hoch er steigen kann. Sie hatten dafür einen geschlossenen Wagen, aus dem sie den Sauerstoff pumpten. Es ist ein rascher Tod, es dauert nicht länger als fünfzehn Minuten, aber es ist ein harter Tod. Bei diesem Versuch töteten sie nicht so viele Menschen, nur achthundert. Es stellte sich heraus, daß über elftausend Metern Höhe niemand ohne Sauerstoff leben kann.«

»Welche Leute nahmen sie für diesen Versuch?« fragt Gellhorn.

»Jeden x-beliebigen Gefangenen«, antwortet der polnische Arzt, »wenn er nur gesund war. Sie suchten sich die Stärksten aus. Die Sterblichkeit war natürlich hundert Prozent.«

Gellhorn: »Wir schauten uns nicht an. Ich weiß nicht, wie ich es erklären soll, aber neben der schrecklichen Wut, die man empfindet, schämt man sich. Man schämt sich für die Menschheit.«

Das mediale Highlight, das ich mir zum 8. Mai 1995 leisten werde, ist ein Blick zurück in die »Frankfurter Allgemeine Zeitung« vom 14. Mai 1986. Diese Ausgabe eröffnete den Historikerstreit mit einer heftigen Kritik an der Rede des Bundespräsidenten Weizsäcker zum 8. Mai 1985 und mit einem Plädoyer gegen die »kollektive Schuldbesessenheit der Deutschen«, die völlig unberechtigt sei, weil Hitler es nie geschafft habe, »antisemitische Gefühle im Volk« zu wecken. Eben diese Ausgabe rechtfertigte auch die Menschenversuche, von denen Martha Gellhorn in Dachau erfuhr. Unter der Überschrift »Deutschland – ein Pionier der Weltraummedizin« berichtete die »FAZ« über »maßgebliche Beiträge während des Dritten Reiches« (Untertitel) und fragte: »Woher stammt die Erwartung, daß der menschliche Organismus die vielfältigen Belastungen, die mit Start, Schwerelosigkeit und Landung einer Raumkapsel verbunden sind,würde ertragen können? Woher stammen die Techniken, mit deren Hilfe bemannte Raumflüge zum Erfolg wurden?« Und die »FAZ« antwortete: »Die deutsche Luftfahrtmedizin hat, verborgen vor der Öffentlichkeit, in den Jahren vor und während des letzten Krieges hierzu nennenswerte Beiträge geleistet.«

Verborgen vor der Öffentlichkeit, verborgen im KZ Dachau – nennenswerte Beiträge für die Raumfahrt, eine Wissenschaft, gegründet auf den Qualen Hunderter von Ermordeten, stolz präsentiert vom Zentralorgan für die gebildeten Deutschen aller Stände. Dregger und Zitelmann haben ihr Inserat zum 8. Mai 1995 am passenden Ort veröffentlicht.

Martha Gellhorn erlebte den 8. Mai 1945 mit dem polnischen Arzt, der – nebenbei gesagt – , wenn er noch lebte und polnischer Staatspräsident geworden wäre, nicht – muß man sagen: glücklicherweise nicht? – an der deutschen Siegesfeier zum 8. Mai 1995 teilnehmen dürfte. »Dasselbe halbnackte Skelett, das man aus dem Todeszug gegraben hatte, schlurfte wieder in das Sprechzimmer des Arztes. Der Mann sagte etwas auf polnisch; seine Stimme war nicht mehr als ein Flüstern. Der polnische Arzt tätschelte sanft seine Hände und erwiderte: ›Bravo.‹ Ich frage, wovon sie sprechen. ›Der Krieg ist aus‹, erklärte der Arzt. ›Deutschland ist besiegt.‹ Wir saßen in diesem Zimmer, in diesem verfluchten Friedhofsgefängnis, und niemand hatte noch etwas zu sagen.«

Heute hat Deutschland wieder das Sagen.

Literaturempfehlung:

Hannah Arendt: *Besuch in Deutschland.* Rotbuch Verlag, Hamburg 1993;

Wolfgang Benz (Hg.): *Antisemitismus in Deutschland. Zur Aktualität eines Vorurteils.* dtv 4648, München 1995;

Ulrich Borsdorf / Lutz Niethammer (Hg.): *Zwischen Befreiung und Besatzung. Analysen des US-Geheimdienstes über Positionen und Strukturen deutscher Politik 1945.* Beltz Athenäum, Weinheim 1995 (erstmals Wuppertal 1976);

Martha Gellhorn: *Das Gesicht des Krieges. Reportagen 1937-1987.* Albrecht Knaus Verlag, München 1989;

Angelika Königseder / Juliane Wetzel: *Lebensmut im Wartesaal. Die jüdischen DPs im Nachkriegsdeutschland.* Fischer-Taschenbuch 10761, Frankfurt 1994;

Rolf-Dieter Müller / Gerd R. Ueberschär: *Kriegsende 1945. Die Zerstörung des Deutschen Reiches.* Fischer-Taschenbuch 10837, Frankfurt 1994;

Frank Stern: *Im Anfang war Auschwitz. Antisemitismus und Philosemitismus im deutschen Nachkrieg.* Bleicher Verlag, Gerlingen 1991.

Otto Köhler schrieb in KONKRET 4/95 über die Verbrechen der Wehrmacht in Ost- und Südosteuropa

Konkret 05/95, S. 14

Tigersprung

Martha Gellhorn
Das deutsche Volk
(April 1945)

Niemand ist ein Nazi. Niemand ist je einer gewesen. Es hat vielleicht ein paar Nazis im nächsten Dorf gegeben, und es stimmt schon, diese Stadt da zwanzig Kilometer entfernt war eine regelrechte Brutstätte des Nationalsozialismus. Um die Wahrheit zu sagen, ganz im Vertrauen, es hat hier eine Menge Kommunisten gegeben. Wir waren schon immer als Rote verschrien. Oh, die Juden? Tja, es gab eigentlich in dieser Gegend nicht viele Juden. Zwei vielleicht, vielleicht auch sechs. Sie wurden weggebracht. Ich habe sechs Wochen lang einen Juden versteckt. Ich habe acht Wochen lang einen Juden versteckt. (Ich hab einen Juden versteckt, er hat einen Juden versteckt, alle Kinder Gottes haben Juden versteckt.) Wir haben nichts gegen Juden; wir sind immer gut mit ihnen ausgekommen. Wir haben lange schon auf die Amerikaner gewartet. Ihr seid gekommen und habt uns befreit. Ihr seid gekommen, um uns einen Freundschaftsdienst zu erweisen. Die Nazis sind Schweinehunde. Die Wehrmacht will aufgeben, aber weiß nicht wie. Nein, ich habe keine Verwandten in der Wehrmacht. Ich auch nicht. Nein, ich war nie in der Wehrmacht. Ich habe auf dem Land gearbeitet. Ich habe in einer Fabrik gearbeitet. Der Junge war auch nicht in der Wehrmacht; er war krank. Wir haben von dieser Regierung die Nase voll gehabt. Ach, wie wir gelitten haben. Die Bomben. Wir haben wochenlang im Keller gelebt. Wir haben uns nicht über den Rhein fahren lassen, als die SS uns evakuieren wollte. Weshalb hätten wir gehen sollen? Die Amerikaner sind uns willkommen. Wir haben keine Angst vor ihnen; wir haben keinen Grund zur Angst. Wir haben nichts Unrechtes getan; wir sind keine Nazis.

Man müßte es vertonen. Dann könnten die Deutschen diesen Refrain singen, und er wäre noch besser. Sie reden alle so.

aus: Martha Gellhorn: Das Gesicht des Krieges. Reportagen 1937-1987. Albrecht Knaus Verlag, München 1989, S. 180 f.

Konkret 05/95, S. 16

Paul Kohl

Allein gegen Hitler

Die verbreitete Ansicht, die Alliierten hätten die Nazis besiegt, ist falsch. Es ist die Rote Armee gewesen

Oradour und Lidice sind bekannte Namen. Selbstverständlich. Doch Kortelisi, Bajki, Borki, Dalwa? Vielleicht mit Ausnahme von Chatyn kennen wir keines der 628 Dörfer, die allein in Belorußland mitsamt der Bevölkerung von deutschen Truppen niedergebrannt wurden. Warum nicht?

Über die KZs Dachau, Buchenwald, Sachsenhausen usw. wurde sehr viel veröffentlicht. Warum wurde noch nichts veröffentlicht über die Lager in und um Minsk, Baranowici, Smolensk, Vjasma usw.?

Das Ghetto von Warschau ist ein Begriff. Warum wissen wir nichts über die Ghettos von Minsk, von Vitebsk, von Orscha, von Mogilov, von Sluzk oder Riga? Warum?

Über Auschwitz wissen wir sehr gut Bescheid. Warum wissen wir nichts über Trostenez bei Minsk, den zentralen Vernichtungsort von Belorußland, wo 206.500 Menschen erschossen, vergast und verbrannt wurden?

Über die Verbrechen der deutschen Wehrmacht, der deutschen Polizei und der SS in Polen wissen wir viel. Warum wissen wir so wenig über die Massaker der deutschen Truppen in den besetzten Gebieten der Sowjetunion?

Etwa 28 Millionen Tote hatte die Sowjetunion durch den deutschen Überfall von 1941 und die Besetzung bis 1944 zu beklagen. Das waren 14 Prozent der Bevölkerung der UdSSR. Das waren aber auch 44 Prozent der weltweiten Gesamtzahl der Opfer des 2. Weltkrieges. Legt man die frühere Angabe von über 20 Millionen sowjetischen Opfern zugrunde, mußten 13,6 Millionen Rotarmisten ihr Leben lassen und 7 Millionen Zivilisten. Nach Angaben des Minsker Historikers Bejdin aber wurden von den deutschen Truppen sogar 11 Millionen Zivilisten ermordet.

Wir haben gerade in letzter Zeit viel über die Feuerstürme von Hamburg und Dresden erzählen hören. Doch wer erwähnt auch nur mit einem Wort eine der 1.700 zerbombten Städte oder eines der 70.000 ausradierten Dörfer in der Sowjetunion?

50 Jahre nach dem Ende dieses Vernichtungskrieges wissen wir immer noch beschämend wenig darüber, was damals dort geschah. Eine andere Art von Eisernem Vorhang haben wir in unserem Wahrnehmungsvermögen heruntergehen lassen. Und wenn man darüber zu sprechen beginnt, dann hört man oft, es solle »endlich Schluß sein« mit alldem. Aber wie kann Schluß sein mit Informationen, die noch gar nicht verbreitet wurden?

Zu den hierzulande nicht verbreiteten Informationen gehört auch die Tatsache, daß drei Viertel ihrer Verluste der Wehrmacht von der Roten Armee zugefügt worden sind. Noch immer nämlich kommt uns leicht von den Lippen, daß die Alliierten Hitler besiegt hätten, und noch immer sind damit meist nur die Westalliierten gemeint. Die landeten in der Normandie aber erst am 6. Juni 1944, eineinhalb Jahre nachdem die Rote Armee die deutsche Wehrmacht in Stalingrad endgültig geschlagen hatte. Sie griffen erst ein, als längst feststand, daß die Rote Armee Hitler in die Knie zwang. Diese hat Europa – trotz, nicht wegen Stalin – vom Nationalsozialismus befreit, nicht die Amerikaner, nicht die Briten und nicht die Franzosen.

Fast einen Monat vor dem Überfall der deutschen Wehrmacht auf die Sowjetunion (22.6.41) hatte der amerikanische Präsident Roosevelt versprochen, all denen zu Hilfe zu eilen, die sich »mit der Waffe in der Hand dem Hitlerismus entgegenstellen und nicht abwarten, bis die Nazis vor unserer (der USA) Haustüre stehen«. Und noch am Vorabend dieses Angriffs ermunterte er den britischen Premierminister Churchill, die Sowjetunion als verbündete Macht zu unterstützen. Für Roosevelt stand fest: Das Hauptziel der USA müsse darin bestehen, die Eroberungspläne der Nazis zu durchkreuzen.

Auf eindringliches Hilfeersuchen Stalins unterzeichnete Churchill am 12. Juli 1941 in Moskau einen britisch-sowjetischen Beistandsvertrag über gemeinsame Aktionen im Krieg gegen Deutschland. Gleichzeitig aber vermieden es sowohl Roosevelt als auch Churchill, konkrete Verpflichtungen gegenüber der überfallenen UdSSR einzugehen. Beide verlegten sich aufs Lavieren, obwohl das Pentagon bereits im Sommer 1941 Pläne über die Eröffnung einer zweiten Front in Europa vorgelegt hatte, um Nazi-Deutschland in die Zange zu nehmen und die Tatsache auszunutzen, daß der größte Teil der einsatzfähigen deutschen Truppen in der UdSSR gebunden war. Roosevelt und Churchill einigten sich darauf, »in Zukunft« diese zweite Front zu errichten, ohne sich jedoch festzulegen, wo, wann und wie dies geschehen solle. Beide erklärten sich zu einer Unterstützung der Sowjetunion nur insoweit bereit, als dies ohne größere Belastung und mit möglichst positiven Effekten für das eigene Land verbunden war. Zudem machten sie ihre Hilfe abhängig vom Ausgang der Kämpfe an der deutsch-sowjetischen Front. Die schließlich erfolgte geringe materielle Unterstützung durch die USA – Lieferung von Lkws an die Rote Armee – hatte nur eine Alibifunktion. Kein Wunder also, daß Stalin in einer Rede am 6. November 1941 »das Fehlen einer zweiten Front in Europa gegen die deutschen Truppen« beklagte: »Die Lage ist jetzt so, daß unser Land

den Befreiungskrieg allein und ohne jede Hilfe gegen die vereinten Kräfte der Deutschen, Finnen, Rumänen, Italiener und Ungarn führen muß.«

Ende November 1941 stand fest, daß Deutschland den Krieg gegen die Sowjetunion verlieren würde. Das wußten auch die nationalsozialistischen Militärs. Die Wehrmacht war kurz vor Moskau geschlagen worden. Dies hätte für die Alliierten ein günstiger Moment sein können, nun ihrerseits im Westen anzugreifen, um den Krieg möglichst rasch zu beenden. Doch sie taten nichts. Einer der wenigen, die sich von Anfang an für eine massive Invasion in Europa einsetzten, war General Eisenhower, seit Februar 1942 Chef der Planungsabteilung des US-Stabes. Ende dieses Monats legte er einen detaillierten Invasionsplan vor. Aber Churchill wollte davon nichts wissen.

Die Westalliierten ließen sich also weiter Zeit mit der Umsetzung ihres groß angekündigten Vorhabens, der mordenden Wehrmacht in den Rücken zu fallen. Auch die Initiative des sowjetischen Außenministers Wjatscheslaw Moltow blieb ohne Erfolg. Nach einem Besuch in London und Washington mußte er Anfang Juni 1942 mit einer unverbindlichen Absichtserklärung nach Moskau zurückkehren. Die angloamerikanische Floskel: »Wir können (über die beabsichtigte Invasion) kein Versprechen abgeben. Doch werden wir nicht zögern, unsere Pläne in die Tat umzusetzen, sofern vernünftige Erfolgsaussichten bestehen.«

Statt der Sowjetunion Hilfe zu leisten und Nazi-Deutschland rasch zu zerschlagen, fügte sich Roosevelt – wieder einmal – den Interessen Churchills: Am 23. Juli 1942 verzichtete er (bis auf weiteres) auf die Invasion in der Normandie und stimmte dem britischen Wunsch eines Einmarsches in Nordafrika zu. Churchill ging es mit dieser Intervention um die britische Vormachtstellung im Nahen Osten und um den Suez-Kanal. Damit hatte sich Roosevelt zum Komplizen eines großangelegten imperialistischen Unternehmens gemacht, anstatt die Niederlage der Deutschen auf dem europäischen Schlachtfeld zu beschleunigen. Eisenhower nannte den Tag, an dem Roosevelt der Landung in Nordafrika zustimmte, den »dunkelsten Tag unserer Geschichte«.

Die Entscheidung Roosevelts trug zwangsläufig dazu bei, daß der Krieg länger dauerte und zusätzlich Millionen von Menschen das Leben kostete. Am 8. November 1942 landeten angloamerikanische Truppen in Nordafrika. Als Reaktion darauf begann die Rote Armee am 19. November ihre Offensive bei Stalingrad. Vom 14. bis 26. Januar 1943 trafen sich Roosevelt und Churchill ein weiteres Mal, in Casablanca. Das Ergebnis ihrer Konferenz: Sie forderten die bedingungslose Kapitulation Deutschlands, beschlossen verstärkte Bombenangriffe auf das Reich sowie die Landung ihrer Truppen in Sizilien und teilten Stalin unverbindlich mit, man habe die Absicht, noch im Jahr 43 die zur Entlastung der UdSSR notwendige Invasion durchzuführen.

Vier Monate später, im Mai 1943, trafen sich Roosevelt und Churchill erneut, diesmal in Washington. Man einigte sich darauf, daß die Landung in Nordfrankreich in diesem Jahr nicht mehr organisiert werden könne. Churchill war sogar der Meinung, die Überquerung des Kanals sei auch im Frühjahr 44 noch nicht möglich, es sei denn, Deutschland habe zuvor kapituliert und die Rote Armee in Europa die Übermacht gewonnen. Dann allerdings sei ein Einmarsch auf dem europäischen Kontinent dringend erforderlich.

Aufschlußreich für Geschichte und Charakter des alliierten Bündnisses sind auch die Kontakte, die deutsche Oppositionelle mit den Westalliierten suchten. So reiste etwa Helmuth von Moltke, einer der Gründer des Kreisauer Kreises, im Juni/Juli 1943 in die Türkei, um dort mit Agenten des US-Geheimdienstes OSS (Amt für strategische Dienste) zu verhandeln. Sein Angebot: nach einer Beseitigung Hitlers ein Friedensvertrag mit den Alliierten und gemeinsame Fortsetzung des Krieges gegen die UdSSR. Gleiche Vorschläge unterbreiteten Carl Goerdeler und noch am 13. Mai 1944 Stauffenberg selbst über Mittelsmänner dem britischen und amerikanischen Oberkommando.

Für die anglo-amerikanische Politik war die Furcht vor einer allzu starken Sowjetunion der Hauptgrund, ihr eine Entlastung durch Einrichtung der zweiten Front zu versagen. Stalin sollte möglichst weit im Osten gehalten und Deutschland als natürlicher Verbündeter der USA und Großbritanniens betrachtet werden. Es galt daher, die endgültige Niederlage der Deutschen hinauszuzögern und gleichzeitig sicherzustellen, daß Deutschland eher von anglo-amerikanischen als von sowjetischen Truppen besetzt werden würde.

Als die Rote Armee schließlich ihre Großoffensive »Bagration« gegen die deutsche Heeresgruppe Mitte startete und damit zum letzten Schlag gegen die Wehrmacht ausholte, begannen auch die Westalliierten damit, die Vorbereitungen zur Landung in der Normandie umsetzen. Am 6. Juni 1944 geschah endlich das, was schon 1941 hätte geschehen müssen, wenn Roosevelt und Churchill getan hätten, was sie damals versprachen, wenn also die Anti-Hitler-Koalition wirklich eine Anti-Hitler-Koalition gewesen wäre. Aber selbst nach ihrer Landung in der Normandie hatten es die Alliierten mit der Besetzung des Deutschen Reiches erst eilig, als die Rote Armee im Januar 1945 die Weichsel überquerte und in Ostpreußen eindrang.

Die Westalliierten als Befreier vom Nationalsozialismus – eine Legende, die sich noch lange halten wird. Die historischen Fakten besagen etwas anderes: Es ist die Rote Armee gewesen, die, trotz unterlassener Hilfeleistung ihrer Verbündeten,

Nazi-Deutschland besiegte.

Paul Kohl ist Journalist und lebt in Berlin. Gerade ist im Fischer-Taschenbuchverlag sein Buch »Der Krieg der deutschen Wehrmacht und der Polizei 1941-1944. Sowjetische Überlebende berichten« erschienen

Konkret 05/95, S. 18

Eike Geisel

Ende der Schonzeit

Bericht über eine deutsch-jüdische Nachkriegsbegegnung

Er heißt nicht Jacob Brenner. Würde ich seinen richtigen Namen nennen, deutsche Staatsanwälte würden sofort eine ungeahnte Aktivität entfalten. Er wäre plötzlich ein sehr erwünschter Ausländer. Er würde an der Grenze oder bei einer Ankunft auf dem Frankfurter Flughafen nicht abgeschoben, sondern eingebuchtet. Das gilt gleichermaßen für Österreich.

Es begann im »Lalo«, einem kleinen Café in der 83. Straße auf der Upper West Side in New York. In diesem Refugium für Leute, die keine Vorschriften gegen Nikotin und Cholesterin mögen, traf ich mich im Herbst 1992 mit einer Mitarbeiterin des damals noch im Bau befindlichen Holocaust-Museums in Washington. Naomi Danziger war, wie es abfällig in Israel heißt, in die Staaten »abgestiegen« und damit beschäftigt, die Foto- und Dokumentensammlung des Museums aufzubauen. Ich meinerseits hatte in den vergangenen Jahren mehr als genug Dokumente für eine Ausstellung über den »Jüdischen Kulturbund«, das jüdische Kultur-Ghetto in Nazideutschland gesammelt, und das künftige Holocaust-Museum sollte nun einige Doubletten erhalten. Ein paar Programmhefte aus den 30er Jahren hatte ich zu dieser Verabredung mitgebracht und eine Reihe von Fotos, alles »Flachware« im Museumsjargon. Die meisten Fotos stammten aus der Sammlung des 1989 in Berlin verstorbenen Schaupielers Martin Brandt. Sie zeigten ihn in Aufführungen des jüdischen Theaters in Berlin und mehrfach in der Rolle, mit der Hollywood vornehmlich jüdische Emigranten beschäftigt hatte: als Nazi. Einer der vielen Filme, in denen Martin Brandt nach seiner Rückkehr nach Deutschland mitgespielt hatte, war »Akte Odessa«.

Mit diesen Bildern begann auch die Geschichte von Jacob Brenner. Als wir die Fotos gemeinsam ansahen, fiel zum erstenmal das Wort »Rache«. »Ich weiß«, sagte Naomi Danziger, »wer nicht gleich von den Alliierten aufgeknüpft wurde, ist doch in der Regel ungeschoren davongekommen.« Was sollte ich dazu sagen? Ich erzählte ihr, daß die Ermordung des deutschen Industriellen Hanns Martin Schleyer von der RAF 1977 auch damit gerechtfertigt worden war, dieser sei ein hochrangiger Wirtschaftsführer der Nazis, Mitglied der NSDAP und SS gewesen. »Man kann doch über dreißig Jahre später nichts mehr rächen«, meinte sie und fragte: »Hast du schon mal etwas von einer Gruppe gehört, einer Art Jüdische Armee Fraktion, die unmittelbar nach Kriegsende Jagd auf Nazis gemacht und auch einige erwischt hat?« Eigentlich, so dachte ich, verstand sich das von selbst; aber gehört hatte ich noch nichts darüber. »Diese Gruppe«, fuhr Naomi Danziger fort, »nannte sich ›Nokmim‹, das ist das hebräische Wort für Rächer. Ich kenne jemand, der damals mitgemacht hat. Vielleicht wird er dir davon erzählen, ruf ihn an. Er ist Amerikaner. Er hat eine Galerie in der 79. Straße auf der East Side und auch eine Galerie in Tel Aviv. Dort ist er regelmäßig jedes Frühjahr.«

Mein erstes Telefonat verhallte ungehört auf einem Anrufbeantworter. Auch ein Brief blieb unbeantwortet irgendwo liegen. Vielleicht sollte ich versuchen, ihn in Israel aufzustöbern. Dort kann man sich angeblich morgens mit einem Minister für mittags zum Lunch verabreden.

*

Aus dem Informationsdienst der 42. US-Infanteriedivision (»Rainbow-Division«) vom 1. Mai 1945: »Wenigstens 25, vielleicht auch 50 SS-Männer wurden von den Häftlingen erschlagen, die mit der ganzen Wut von Menschen zuschlugen, die nach Jahren voll aufgestauten Hasses plötzlich freigelassen werden ... Nun waren die SS-Wachen tot. Aber ihr Tod konnte nicht die Tausende Toter und Sterbender von Dachau rächen. Diese gemarterten Toten können nur gerächt werden, wenn die Welt durch das, was die 42. Division und was andere in all den Dachaus von Deutschland entdeckt haben, so aufgerüttelt wird, daß sie keiner Partei, keiner Regierung, keinem Volk je wieder erlaubt, das Antlitz der Erde mit ihrer Unmenschlichkeit zu zerstören.«

Über die Befreiung von Buchenwald: »Überlebende durchforsteten die Wälder nach entflohenen SS-Männern und suchten auch unter den Befreiten selbst nach Nazis, die ihre Uniform mit der gestreiften Häftlingskleidung vertauscht hatten. Insgesamt töteten die Befreiten in den ersten Tagen nach der Befreiung fast achtzig ehemalige Bewacher und Kapos, und manchmal unterstützten und ermutigten Amerikaner sie dabei ... Fred Mercer vom XX. Corps erinnerte sich daran, wie ein deutscher Soldat sich den Amerikanern ergeben wollte und dann ein Häftling mit einem großen Prügel dazwischenkam: ›Er stand einfach da und schlug ihn tot. Das mußte er tun – und wir haben ihn natürlich nicht davon abgehalten.‹« (aus: Robert H. Abzug: *Inside the Vicious Heart. Americans and the liberation of Nazi concentration camps,* N.Y. 1985)

*

Ein halbes Jahr später in Israel. Dort kennt jeder jeden, was in diesem Fall kein unangenehmer Umstand ist. Als ich bei Freunden sitze und erzähle, wen ich suche, sagt eine zur Familie gehörende alte Dame wie nebenbei: »Brenner, das ist Jankel, einer meiner Schützlinge aus Berlin.« Sie war Jugendleiterin eines zionistischen Vereins in Berlin und später führend am Aufbau der Sozialarbeit in Israel beteiligt gewesen. Sie verspricht, Brenner anzurufen und ihn zu einem Treffen

mit mir zu überreden. Am nächsten Tag fahre ich in die Innenstadt, steige in der Dizengoff aus dem Bus und biege in die Gordonstraße ein, die sanft ansteigend zum Strand führt. Rechts und links Galerien in Häusern, die mittlerweile als Zeugnisse der Bauhaus-Schule unter Denkmalschutz stehen. Wenig später sitze ich Brenner gegenüber, in seinem Büro über der Galerie. Ich hatte einen deutschen Juden von der Sorte erwartet, die in Israel hartnäckig den Habitus der frühen Pionierjahre konserviert hat, mit Schillerkragen und festem Schuhwerk. Aber ich begegne einem dreiundsiebzigjährigen Gentleman mit Maßanzug und Seidenkrawatte.

Ohne Umschweife kommt er zur Sache. Wir sprechen erst hebräisch, dann englisch, er mit unverkennbar amerikanischer Färbung. Nur ein einziges Mal fällt ein deutsches Wort. »Dairy hut« gehört nicht zu meinem Wortschatz, und er übersetzt es mir: »Sennhütte«. Seine Sekretärin bringt uns etwas zu trinken, ihm einen koffeinfreien Kaffee. In wenigen Worten berichtet er über seine Herkunft: Berlin-Wilmersdorf, jüdischer Mittelstand die Eltern. Im Alter von 15 Jahren kam er nach Palästina.

1945, ich war gerade dreiundzwanzig geworden, kam ich mit der Jüdischen Brigade nach Italien. Wir wurden in Tarvisio stationiert. Die Engländer wollten uns dort haben für den Fall, daß Tito Ansprüche auf Triest oder Kärnten geltend machen würde. In Tarvisio kam es dann zu einzelnen Übergriffen auf Häuser, in denen Deutsche wohnten. Plünderungen kamen vor und gelegentlich auch Vergewaltigungen. Einer der Soldaten, die danach festgenommen wurden, sagte: »Das war für meine Schwester.« Auch wegen solcher und ähnlicher Vorfälle wollten uns die Briten nicht nach Norden, nach Deutschland, verlegen. Wir mußten selbst innerhalb der Brigade für Ordnung sorgen und das heftige Verlangen nach Vergeltung unter Kontrolle halten.

Ich habe deshalb eine Gruppe zusammengestellt, die gezielte Vergeltungsaktionen unternehmen sollte. Es war eine kleine Gruppe, zu der unter anderen der Sohn eines der bekanntesten zionistischen Funktionäre gehörte. Eine andere Gruppe, die sich auf die Suche nach Naziverbrechern machte, wurde von Haganah-Offizieren innerhalb der Brigade gebildet. In dieser kleinen Einheit waren Leute, die später fast alle hohe Positionen im israelischen Militär innehatten, etwa Chaim Laskov, Ende der 50er Jahre Generalstabschef der Armee, oder der spätere Chef der israelischen Militärpolizei.

Meine Gruppe machte Jagd auf Nazis jenseits der Grenze, in Kärnten, rund um Klagenfurt. Wir erhielten Informationen über deren Aufenthaltsort von einem gewissen Andrej, einem ehemaligen Offizier der königlichen jugoslawischen Armee, der nun im Untergrund für Titos Partisanen arbeitete. Mit ihm sollte ich mich in Klagenfurt treffen. Das war wie in einem billigen Spionagefilm. Wir waren an einer Reklametafel verabredet. Ich ging dorthin. Und in einigem Abstand folgte mir ein Bodyguard aus meiner Truppe. Wir vereinbarten einen Informationsaustausch. Das klappte vorzüglich. In Tarvisio hatten wir zwei Kisten mit Unterlagen gefunden, und ich gab ihm daraus einiges Material, zugegeben wenig.

Ein Tip von Andrej brachte uns auf die Spur eines SA-Funktionärs aus Klagenfurt. Eigentlich suchten wir dessen Bruder, der, soweit ich mich erinnere, entweder SS-Polizeichef von Klagenfurt oder Gauleiter von Kärnten gewesen war. Wir besorgten uns in der Nähe von Klagenfurt eine Sennhütte und nahmen dorthin Verpflegung, Batterien und Waffen mit. Dort haben wir diesen Nazi verhört, aber er wollte den Aufenthaltsort seines Bruders nicht preisgeben. Wir haben ihn nach dem Verhör erschossen.

In dieser Zeit kam auch die »Deutsche Einheit« nach Europa. Das war eine besondere Abteilung unserer Untergrundstreitkräfte aus Palästina. Die Angehörigen dieser Einheit hatten alle einen deutschen Hintergrund. Die Truppe war gebildet worden, um hinter den feindlichen Linien einzugreifen für den Fall, daß die Nazis von Nordafrika auf Palästina vorrücken sollten. Der Gründer dieser Einheit war Shimon Avidan, früher Simon Koch. Er war in der KPD gewesen und hatte Deutschland 1933 verlassen. Auch er ging nun mit einigen seiner Männer jenseits der Grenze auf Jagd nach Nazis. In einem Fall haben sie einen SS-Mann von Österreich nach Italien gebracht. Den Mann haben sie in ihrem Jeep unter eine Matratze gelegt und sich draufgesetzt. Und hier wurde er dann verhört und getötet.

Die Gruppe um Shimon Avidan glaubte eines Tages, sie hätten Eichmann lokalisiert. Sie hefteten sich an die Fersen von Eichmanns Frau, die regelmäßig zu einem kleinen Ort in der Nähe von Salzburg fuhr und sich immer für kurze Zeit in einem bestimmten Haus am Ortsrand aufhielt. Eines Abends drangen die Männer in das Haus ein, schnappten den Mann, den sie für Eichmann hielten, und erschossen ihn. Wie Sie wissen, haben wir erst sechzehn Jahre später den echten gefunden.

Bevor wir von den Briten nach Norden verlegt wurden, hat meine Gruppe wie die gesamte Brigade sich jedoch vor allem darauf konzentriert, jüdischen Flüchtlingen zu helfen. In der Nähe von Tarvisio, in Pontebba, haben wir ein »Beit Olim« eingerichtet, ein Transitlager für Displaced Persons aus den KZ-Lagern Ebensee und Mauthausen.

Vor unserer Abreise habe ich den Rest der Dokumente dann an Andrej überbringen lassen: Mit Gruß von einem sozialistischen Juden an den sozialistischen Partisanenchef Tito. Für den hegte ich große Sympathien.

Das Telefon klingelt. Brenner wird zu einem Kunden in die Galerie im Erdgeschoß gerufen. Ich muß auf eine andere Gelegenheit hoffen, die Fortsetzung seiner Geschichte zu hören.

*

Die Jüdische Brigade war eine Kampfeinheit der britischen Armee mit jüdischen Freiwilligen aus Palästina. Sie wurde im September 1944 aufgestellt und kämpfte von März bis Mai 1945 auf dem italienischen Kriegsschauplatz. 30.000 Juden meldeten sich von 1939 bis 1946 in Palästina freiwillig zum Dienst in der britischen Armee.

Schon zu Beginn des Zweiten Weltkriegs hatte die Zionistische Organisation die Aufstellung jüdischer Einheiten innerhalb der britischen Armee angeboten. Doch die Engländer zögerten die Entscheidung darüber immer wieder hinaus. Erst als die Nazis weite Teile Europas besetzt hatten und die Truppen Rommels in Ägypten auf dem Vormarsch waren, stellten die Briten ein Palästina-Regiment aus drei jüdischen Bataillonen und einem arabischen Bataillon zusammen.

Im Juli 1944 – die Nachrichten über die Ermordung der Juden waren in Palästina seit Ende 1942 bekannt – stimmte das britische Kriegskabinett schließlich der Aufstellung der Jüdischen Brigade zu. Juden sollten sich als das wehren dürfen, als was sie angegriffen wurden: als Juden. Die drei Infanteriebataillone der Brigade sammelten sich unter ihrer offiziellen Fahne, der zionistischen Flagge, in Alexandria. Anfang November 1944 landeten sie in Italien und nahmen dort an der alliierten Offensive im April 1945 teil.

Nach Beendigung der Kampfhandlungen wurde die Brigade als Eingreiftruppe gegen Tito in Tarvisio am Dreiländereck zwischen Italien, Jugoslawien und Österreich stationiert. Von dort aus brachen kleinere Gruppen nach Osteuropa und in die Lager für Displaced Persons in Österreich und Deutschland auf. In einem Protokoll der feierlichen Eröffnung der »Konferenz der Vorsteher der befreiten jüdischen Häftlinge in Deutschland«, die am 25. Juli in St. Ottilien stattfand, liest man über Rabbiner Lipschitz von der Jüdischen Brigade: »In einer Grabesstille im Saal klingt die weinende Stimme des Rabbiners beim Jiskor. Erst einzeln, dann mehr und mehr weint der ganze Saal mit.« Danach sprach Captain Choter-Jishai, ebenfalls von der Brigade: »Im Orient hat ein Licht für das Judentum aufgeleuchtet. Es hat dort eine Anzahl von jüdischen Menschen der Welt proklamiert, daß es ... der Wunsch des jüdischen Volkes ist, ein gleichberechtigtes Mitglied der Völkerfamilie zu werden. Diese jüdische ... Gemeinschaft hat zum Kampf ihre besten Söhne, die jüdische Brigade, entsandt, um Euch zu helfen, um Euch zu retten, um Euch mitzuteilen, daß wir da sind.« Nach den Ansprachen wurden Resolutionen und Beschlüsse gefaßt, darunter: »Wir fordern das Recht für jeden der überlebenden jungen jüdischen Männer, sich der kämpfenden jüdischen Brigade anzuschließen.«

Bis zum Sommer 1945 wurden rund 150.000 Überlebende der Lager heimlich nach Tarvisio gebracht, ärztlich versorgt und dann von Transporteinheiten nach Süden begleitet, wo Flüchtlingszentren die Verschiffung der »illegalen« Einwanderer nach Palästina übernahmen.

Im Juli 1945 wurde die Brigade nach Belgien und Holland verlegt. Über einen Zwischenstopp heißt es in einem nach Amerika geschickten Bericht einer Überlebenden: »Die Tage des 26. und 27. Juli 1945 waren für uns von besonderer Bedeutung. In diesen Tagen ist fast die gesamte Jüdische Brigade in Innsbruck stationiert worden auf dem Durchmarsch aus Italien nach dem Norden. Um unserer Freude einen entsprechenden Ausdruck zu geben, haben wir am 27.7.45 in unserer Synagoge eine feierliche Akademie veranstaltet.«

Im Sommer 1946 wurde die Jüdische Brigade von den Briten aufgelöst. Vorher freilich waren heimlich Soldaten abgeordnet worden, um in DP-Lagern die Verschleppten für eine Auswanderung nach Palästina vorzubereiten. Andere waren damit beauftragt, illegal Waffen für die Haganah zu erwerben, wiederum andere, eine sehr kleine Gruppe, setzten die Praxis der radikalen Entnazifizierung fort und töteten Nazis.

*

Es dauerte über ein Jahr, bis ich die Fortsetzung seiner Erzählung zu hören bekam. Ich hatte inzwischen andere Personen kennengelernt, die ebenfalls involviert gewesen waren. Jede Geschichte war anders, manche sehr widersprüchlich, manche eher Legende und vom Wunsch geprägt, es wenigstens in der Erinnerung möglichst vielen heimgezahlt zu haben. Vielleicht konnten Recherchen in israelischen und amerikanischen Archiven weiterhelfen. Ich war auf dem Weg von Israel in die USA, da erfuhr ich, daß Brenner genau dort war, wo ich hinwollte. Das Hebrew Union College in Cincinnati hatte mich eingeladen, einen Monat als Fellow in den American Jewish Archives zu verbringen. Und Brenner bereitete zu dieser Zeit eine Ausstellung im Skirball-Museum vor, das auf dem Campusgelände liegt. Lauter jüdische Einrichtungen und nirgendwo Polizei. Kein Panzerwagen vor dem College, keine Metalldetektoren im Archiv, keine Personenkontrollen am Museumseingang. Nirgendwo eine Kamera, nirgendwo ein Zaun. Soviel zur deutsch-jüdischen Normalität.

Wir verabreden uns zum Lunch auf dem Mount Adams, einem der vielen Hügel, auf denen Cincinnati erbaut ist. Als wären wir nur kurz unterbrochen worden, fährt Brenner fort: *Ich will Ihnen auch die irrwitzige Seite der Geschichte von damals erzählen. Als wir noch in Tarvisio waren, kam Abba Kovner mit einigen Leuten zu uns. Er war schon damals ein bekannter Dichter und Partisanenführer. Mit einigen Überlebenden aus den Ghettos und Lagern war er von Lublin über Österreich zu uns gestoßen.*

Er hielt eine große, pathetische Rede vor der Brigade und sagte, in dieser Situation dürfe es keine Parteien mehr geben. Er redete so, wie wir linken Sozialisten das schon von der sozialdemokratischen Arbeiterpartei gehört hatten. Vielen Dank. Und dann hatte er, besessen wie er war, die verrückte Idee, sich an den Deutschen so zu rächen, daß es eine ausgeglichene Bilanz gäbe. Zuerst sprachen er und seine Leute über die Möglichkeit, Deutsche mit einer Art Postwurfsendung massenhaft zu vergiften.

Brenner hält inne und sagt: *These bastards*. Das wiederholt er im Verlauf seiner Erzählung noch einige Male.

Dann wollte er das Trinkwasser in einigen Großstädten vergiften. Ich habe ihn dauernd bedrängt, er möge zur Vernunft kommen und sich auf »target-actions« konzentrieren. Aber er hielt an seinem Racheplan fest. Sein Vorhaben erhielt den Namen »Tochnit Aleph«, Plan A. Abba Kovner und Pascha Reichmann, der später als Geheimdienstmann bei unserem ersten Botschafter in Polen arbeitete, baten mich, ich solle ihre Gruppe unter dem Schutz der Brigade mit nach Norden nehmen. Ich habe sie mit britischen Uniformen, gefälschten Soldbüchern und Fahrzeugen versorgt, und so kamen sie mit.

Wir sind dann auf endlosen Autobahnen durch Deutschland gefahren bis nach Belgien. Dort wurde ich krank und lag im Hospital. Kovners Partisanen, er selbst war damals in Palästina, haben mich im Krankenhaus gefunden und mir mitgeteilt, daß die Haganah-Führung dem »Plan A« nicht zustimmen wolle. Als ich gesund war, ließ ich die Mitglieder der Gruppe von meinem Fahrer nach Paris bringen. Von dort aus wollten sie den Anschlag vorbereiten. Ich selbst ging auch nach Paris. Und dort hörte ich dann, daß Kovner in Toulon verhaftet worden war. Ein Mossad-Agent kam zu mir und erzählte, was passiert war.

Kovner hatte sich irgendein Gift in Palästina besorgt, angeblich bei Ernst David Bergmann, einem der späteren Mitbegründer der israelischen Atomindustrie. Und Gold hatte er auch erhalten, soweit ich weiß vom Chef des Textilunternehmens Ata. In der Uniform eines Brigadesoldaten wollte Kovner per Schiff nach Europa reisen, so als kehrte er von einem Heimaturlaub zu seiner Einheit zurück. Ein Brigadeoffizier, heute ein pensionierter Universitätsprofessor in Haifa, sollte ihm sozusagen offizielle Deckung bieten. Aber es kam ganz anders. Kovner wurde vom Kapitän ausgerufen, und da war klar, daß etwas schiefgelaufen war. Er übergab seinem Reisebegleiter eine kleine Kiste – und was war drin? Eine Tnuva-Dose – hier müßte man sagen, eine Campbell-Suppendose – , die das Gift enthielt. Sein Begleiter kippte das Zeug in die Toilette und warf die Dose ins Meer. Das war einer der ersten Akte israelischer Umweltverschmutzung im Mittelmeer. Das Gold allerdings behielt der Mann. Es wurde von dem erwähnten Agenten nach Paris gebracht. Aber damit war »Tochnit Aleph« gottseidank gestorben.

Nach meiner Frage: »Wieviele Nazis wurden von den ›Nokmim‹, den Rächern, getötet?«, hält er einen Moment inne, zieht die Schultern nach oben und sagt: *Ich weiß es nicht. Vielleicht 100. Höchstens 150. Das war's.*

Ein ehemaliger israelischer General hatte mir geschrieben: »Wir kamen zu spät. Es waren zu wenige, und ich bin nicht stolz darauf.«

*

Die anderen Gäste haben das Restaurant verlassen. Lunch in Amerika ist meist nur ein kurzes Geschäftsgespräch mit vollem Mund. Wir sind nun allein. Brenner bestellt einen weiteren »decaf«. *Die Idee zu »Tochnit Beth«*, fährt er fort, *die kam von mir. »Plan B« war meine Erfindung. Ich hatte bereits Abba Kovner gesagt, er solle sein wahnwitziges Vorhaben aufgeben und sich auf Ziele in den Internierungslagern konzentrieren. Die Idee war, möglichst viele SS-Leute auf einmal zu erwischen. Man müßte in einer Bäckerei, die ein Lager beliefert, das Brot vergiften, natürlich nur das Schwarzbrot. Das amerikanische Wachpersonal aß sowas ja nicht.*

Pascha Reichmann wandte sich nun an mich, ich sollte das Gift besorgen. Gold zum Bezahlen war ja vorhanden. Ich kannte damals einen Überlebenden in Paris, heute ist er dort ein bekannter Anwalt, und der versprach mir, etwas herbeizuschaffen. Er brachte dann auch eine Dose mit Strychnin oder mit Arsen, eine relativ kleine Menge. Den Mann habe ich nie wiedergesehen, das war unser letzter Kontakt.

Zu dieser Zeit kam auch Nachum Schadumi nach Europa. Er war der erste Kommandant der Haganah in Europa. Es war klar, daß man für eine derartige Aktion seine Zustimmung brauchte. Er stellte folgende Bedingungen: Der Anschlag dürfe nur in einer Besatzungszone stattfinden, und die Beteiligten müßten anschließend umgehend nach Palästina zum Rapport bei der Haganah zurückkehren.

Ich gab Pascha das Gift. Er organisierte den Anschlag auf Stalag 13. Das war in der amerikanischen Zone, in der Nähe von Nürnberg. Ein Lager mit einigen tausend internierten SS-Männern. Pascha traf freilich nur die Vorbereitungen für den Anschlag, bei der Durchführung selbst war er nicht anwesend. Er kehrte am selben Tag und mit demselben Schiff wie ich nach Palästina zurück.

Später erfuhren wir, wie stümperhaft die Sache ausgeführt worden war. In der Bäckerei war eine Falltür, die führte hinunter in den Keller. Dort wurde das Brot gelagert, bevor es ausgeliefert wurde. Und dort hinunter gingen die Akteure, um das Brot zu bestreichen. Plötzlich kommt der Eigentümer, der muß irgendwelche Geräusche gehört haben. Er bleibt

eine Weile über ihnen sitzen. Und zweimal kreuzt auch die Militärpolizei auf, wahrscheinlich auf der Suche nach möglichen Dieben oder Schiebern. Mit Taschenlampen leuchten sie nach unten, entdecken aber niemand. Aber unsere Leute, diese Dilettanten, verlieren die Nerven. Sie haben nicht einmal ein Drittel der Laibe bestrichen und hauen ab. Sie lassen alles liegen, die Dosen oder Flaschen und auch noch eine Jacke. Und was findet die Polizei später darin? Den Ausweis eines »DP« aus irgendeinem Lager.

Ich hole aus meiner Mappe Fotokopien von zwei Artikeln der »New York Times« vom April 1946 und frage Brenner, ob er die Berichte über den Anschlag damals gelesen habe. *Nie gesehen*, sagt er, *nie*.

*

Bericht der »New York Times« vom 20. April 1946 unter der Überschrift: »Vergiftetes Brot: 1900 deutsche Häftlinge krank in einem Gefangenenlager bei Nürnberg«. Der Bericht lautet: »Eintausendneunhundert deutsche Kriegsgefangene in einem US-Lager haben Anfang dieser Woche mit Arsen vergiftetes Brot gegessen. Alle seien ›ernstlich erkrankt‹, hieß es heute abend aus dem amerikanischen Hauptquartier.

Die Massenvergiftung ereignete sich bei den Häftlingen von Stalag 13 in der Nähe von Nürnberg. Todesfälle wurden jedoch nicht gemeldet. Colonel S.T. Williams, der Regimentskommandeur, sagte, das Gift sei auf der Kruste des Brotes gefunden worden. Das Arsen sei möglicherweise gegen Küchenschaben in die Regale gesprüht worden und so aufs Brot gelangt.

Das Brot, so hieß es in der Erklärung, war von einer örtlichen Bäckerei besorgt worden, die man ›in Übereinstimmung mit den gängigen Vorschriften‹ unter Vertrag hatte. Polizisten seien als Wachen an der Bäckerei aufgestellt worden, um die deutsche Zivilbevölkerung vom Brotkauf abzuhalten. Sicherheitsbeamte durchforschten die Umgebung, um herauszufinden, ob deutsche Zivilisten ebenfalls betroffen seien...«

Drei Tage später, am 23. April 1946, berichtet die »New York Times« erneut. Die Untersuchung hat ergeben, daß es sich um einen Anschlag gehandelt hat: »Zahl der vom Giftanschlag betroffenen Nazis erreicht 2.283«, lautet die Überschrift. An neueren Einzelheiten vermeldet der Bericht über den »mysteriösen Anschlag gegen 15.000 ehemalige Angehörige einer Nazi-Eliteeinheit«, daß 207 Häftlinge ins Krankenhaus eingeliefert worden seien. Das Arsen sei, so die Auskunft von Colonel Williams, wahrscheinlich mit einer Bürste auf die Brotlaibe gestrichen worden. »Vier mit Arsen gefüllte Flaschen und zwei leere Flaschen sind unter dem Fußboden der Bäckerei gefunden worden.« Der Bericht schließt: »Es wurde bekannt, daß in Frankfurt nach einer polnischen ›Displaced Person‹ gesucht wird, die angeblich ›in Verbindung stand mit einem ähnlichen Fall‹ und nun auf mysteriöse Weise aus der Gegend verschwunden ist.«

*

Sie werden meinen Namen nirgendwo und niemand gegenüber erwähnen, sagt er, als wir aufbrechen. *Auch nicht die wirklichen Namen der anderen, die ich Ihnen genannt habe.* Einige Wochen später bittet er mich schriftlich nochmals darum. Wir kennen uns kaum. Eine Konzession macht er indes: Ich darf die Namen anderer beteiligter Personen nennen, wenn etwas über sie in Israel veröffentlicht werden sollte.

Wenige Tage nach unserem Gespräch starb Shimon Avidan in Ein-Haschofet, dem Kibbutz, dem er seit über vier Jahrzehnten angehört hatte. Die vielen Nachrufe auf ihn ragten in das Tagesgeschehen hinein wie Geschichten aus fernen Zeiten. Und bei seiner Beerdigung versammelte sich noch einmal, wer von den Gründern des Staates übriggeblieben war. Alte Generäle, alte Männer. Die Zeitungen erwähnten, daß Avidan 1945 zu einer »Rächergruppe« gehört hatte. Und deshalb konnte ich nun erzählen, was mir Brenner über die Hinrichtung des falschen Eichmann berichtete.

Ganz am Anfang unserer Bekanntschaft hatte er mir gesagt: *Ich habe das alles aufgeschrieben und einem Archiv an der Universität Tel Aviv übergeben. Nach meinem Tod kann das alles veröffentlicht werden.* Zu seinen Papieren wird dann auch mein Protokoll des Gesprächs mit ihm gehören.

Eike Geisel schrieb in KONKRET 2/95 über das antisemitische Machwerk »Auge um Auge« des US-Journalisten John Sack

Konkret 05/95, S. 22

Volker Külow

»Deutschland ist unser Problem«

»Völkermord« an den Deutschen sei, was der amerikanische Finanzminister Henry Morgenthau beabsichtige, tobte Goebbels Anfang Oktober 1944 – Deutschland solle als »Kartoffelfeld« veröden. Die Deutschen sind ihrem Propagandaminister gefolgt und haben die Entmilitarisierungspläne Morgenthaus ebenso aus ihrem Gedächtnis gestrichen wie die Aktivitäten der »Morgenthau Moles« (Maulwürfe). Das bemerkenswerte Wirken dieser Gruppe im Jahr 1945 reflektiert eine verdrängte Option der deutschen Geschichte, deren Aktualität sich auch ohne vordergründige Aktualisierung erschließt

Der Krieg war für Nazideutschland längst verloren, als Hitler am 19. März 1945 – die Rote Armee stand an der Oder, die westlichen Alliierten am Rhein – befahl, alle »militärischen, Verkehrs-, Nachrichten-, Industrie- und Versorgungsanlagen sowie Sachwerte innerhalb des Reichsgebietes, die sich der Feind für die Fortsetzung seines Kampfes irgendwie sofort oder in absehbarer Zeit nutzbar machen kann«, zu zerstören. Mit dieser in falscher Analogiebildung »Nerobefehl« genannten Weisung wurde die im Osten entwickelte Praxis der »verbrannten Erde« nun auch für das Deutsche Reich selbst angeordnet.

Gerade sechs Monate zuvor hatte die NS-Führung ihre Vernichtungswut auf einen Mann projiziert, der zu den bevorzugten Haßobjekten der Nazipropaganda zählte – auf den amerikanischen Finanzminister Henry Morgenthau: Am 3. Oktober 1944 hatte Goebbels vor der Belegschaft der Glanzstoff-Werke in Köln-Niehl verkündet, daß das deutsche Volk »in den letzten Tagen die Feindpläne zur Genüge kennengelernt« habe, insbesondere »den Plan des Juden Morgenthau, daß achtzig Millionen Deutsche ihrer Industrie beraubt würden und Deutschland zu einem einzigen Kartoffelfeld gemacht werde«.

Zerschlagung des »Elitenkartells«

Nach der geglückten Landung der Alliierten in der Normandie am 6. Juni 1944 geriet die Zukunft Deutschlands zunehmend ins Blickfeld der US-Administration. Während tausende amerikanische Soldaten in Frankreich starben, jagten sich in Washington in den hektischen Monaten Juli bis September die Memoranden und Sitzungen. Henry Morgenthau (1891-1967), seit Beginn des »New Deal« Finanzminister der USA, befürwortete eine harte und nachhaltige Ahndung der deutschen Kriegsverbrechen entsprechend dem Vorsatz, den Präsident Roosevelt am 26. August 1944 in einem Brief an Kriegsminister Stimson formuliert hatte: »Man muß dem ganzen deutschen Volk klar vor Augen halten, daß die ganze Nation an einer unrechtmäßigen Verschwörung gegen die Sitten der modernen Zivilisation teilgenommen hat.«

Als Sohn des amerikanischen Botschafters in der Türkei hatte Morgenthau bereits in den Jahren nach Ende des 1. Weltkriegs beobachtet, wie die Verantwortlichkeit für den Tod zahlloser Menschen langsam in Vergessenheit geriet und schließlich mit der Wiedereinsetzung der Schuldigen in ihre früheren wirtschaftlichen und politischen Positionen endete. Diesen Mechanismus glaubte Morgenthau bei der Umsetzung des Versailler Vertrages ausgemacht zu haben: Als Katalog in die deutsche Angriffsfähigkeit drastisch einschneidender Maßnahmen gedacht, milderten die Siegermächte von Jahr zu Jahr die den Deutschen auferlegten Friedensbedingungen, bis sich keine zwei Jahrzehnte später die Welt erneut ihren Herrschaftsansprüchen konfrontiert sah.

In den Jahren der Großen Depression registrierte Morgenthau aber auch die Unfähigkeit des US-Kapitalismus, die sozialen Probleme des eigenen Landes zu lösen. Bereits zu Beginn seiner Amtszeit schreckte er daher vor gravierenden staatlichen Eingriffen gegen das »Big Business« nicht zurück. Morgenthaus regulative Maßnahmen stießen auf heftige Kritik seiner innenpolitischen Gegner; mit dem Kriegseintritt der USA wurde diese Konfrontation lediglich eingefroren.

Auch der Isolationismus der amerikanischen Außenpolitik, den Morgenthau vor dem Hintergrund der geschichtlichen Erfahrungen für anachronistisch hielt, wurde für ihn spätestens 1943 endgültig obsolet. Seit dem Sommer des Vorjahres lagen der Roosevelt-Administration verläßliche Informationen darüber vor, daß die Nazis mit der »Endlösung der Judenfrage« begonnen hatten. Während das US-Außenministerium jedoch Nachrichten über die begonnene Vernichtung der Juden gezielt unterdrückte, installierte der Finanzminister in den folgenden Monaten ein eigenes Nachrichtennetz, das ihn mit Berichten über die Ausrottung seines Volkes in Europa versorgte. Spätestens im Sommer 1944, als die Westalliierten endlich an den Aufbau einer zweiten Front gegen Nazi-Deutschland gingen, entschied sich Morgenthau für radikale Konsequenzen: Er brachte ein provozierendes, bis zum heutigen Tag von der bundesdeutschen Geschichtsschreibung als »Karthago-Plan« denunziertes Konzept1 wirklicher, die wirtschaftlichen Grundlagen der deutschen Kriegsfähigkeit beseitigender Friedensbedingungen in die kontroverse Diskussion um das Nachkriegsdeutschland ein.

Die Zerschlagung des »Elitenkartells«, des Verbunds von NS-Parteiapparat und Wirtschaftsführung, stand für Morgenthau auf der Tagesordnung. Gesucht waren Mittel und Wege zu einem »industrial disarmament«, einem Wirtschaftssystem, das zur Aufrüstung nicht mehr taugte. »Es sollte das Ziel der Alliierten sein«, lautet daher folgerichtig die Schlüsselpassage seines »Maßnahmen zur Verhinderung eines Dritten Weltkrieges durch Deutschland« überschriebenen Memorandums Ende

August 1944, »die vollständige Entmilitarisierung Deutschlands in kürzestmöglicher Zeit nach der Kapitulation durchzuführen. Das bedeutet: Vollständige Entwaffnung der Wehrmacht und des deutschen Volkes (einschließlich des Abtransportes oder der Zerstörung allen Kriegsmaterials), totale Zerstörung der gesamten deutschen Rüstungsindustrie und Abtransport oder Zerstörung der anderen Schlüsselindustrien, welche für die Wehrkraft grundlegend sind.«

Morgenthaus kompromißlose Zielsetzungen wurden vom Außen- und Kriegsministerium, die den dritten Planungspartner von Beginn an nur widerwillig tolerierten, als rachsüchtig gegenüber Deutschland denunziert und als angeblich »verheerend« für die künftige europäische Wirtschaft heftig kritisiert. Die Dimension und zu erwartende Härte der künftigen Auseinandersetzungen waren dem Finanzminister und seinen als »Morgenthau Moles« abqualifizierten Mitstreitern bereits bei ihrem Bemühen um die Liquidation der Bank für Internationalen Zahlungsausgleich (BIZ) im Juli 1944 klargeworden. In Basel hatten seit Beginn des Krieges Deutsche und Italiener mit Engländern und US-Amerikanern eng zusammengearbeitet. Die verschworene Gemeinschaft der internationalen Zentralbankgouverneure funktionierte unter diskreter deutscher Steuerung die BIZ zur wichtigsten Devisendrehscheibe und Goldwaschanlage für die Nazis um. Mit der BIZ, der seit 1939 ein Vertrauensmann der US-Hochfinanz präsidierte, verfügte die deutsche Kriegswirtschaft sogar über einen sicheren Kanal für den Zahlungsverkehr mit der Wall Street. Das größte Interesse am Handel mit dem NS-Staat hatten dabei US-Trusts wie IBM und General Motors, die sich am besten auf die Eigenheiten des staatlich kontrollierten deutschen Außenhandels eingestellt hatten; in der Gegenrichtung beriet John Foster Dulles, der spätere Roll-back-Außenminister, als Seniorpartner der renommierten New Yorker Anwaltskanzlei Sullivan & Cromwell etliche NS-Unternehmen auf dem amerikanischen Markt. Aus dem Kreis eben jener mit der Industrie verbundenen Kräfte des Finanzestablishments, die noch 1940 den »Wirtschaftsfrieden mit dem Dritten Reich« propagiert hatten und von zeitgenössischen Kritikern als »Die Bruderschaft« bezeichnet wurden, stammten vier Jahre später auch die politischen Hauptgegner Morgenthaus bei seinem Vorhaben, auf der Weltwährungskonferenz in Bretton Woods im Juli 1944 die BIZ »zum schnellstmöglichen Zeitpunkt« zu liquidieren. Gegen den Widerstand dieser mächtigen Freunde der BIZ setzte Morgenthau zwar eine entsprechende Resolution durch, sie sollte allerdings nie realisiert werden.

»Erstaunlich positive« Kriegsbilanz

Mitte September 1944 hatte an der luxemburgischen Grenze die militärische Eroberung des Deutschen Reiches durch amerikanische Truppen begonnen. Bereits fünf Wochen zuvor war in der Nähe Londons das US Group Control Council (USGCC) als Vorläufer des späteren Office of Military Government for Germany (Omgus) errichtet worden, das für die Planung und Ausführung der Politik der künftigen US-Militärregierung verantwortlich zeichnete. Als Planungsstab für die in Aussicht genommene interalliierte Kontrollbehörde mußte sich das USGCC mit den britischen und sowjetischen Kontrollratsgruppen abstimmen. Das grundlegende Dokument für die Arbeit des USGCC bildete bis weit in das Jahr 1945 die Direktive JCS (Joint Chiefs of Staff) 1067, die als Kompromißformel zwischen den ursprünglichen Vorstellungen Morgenthaus und den Intentionen seiner Gegner galt. Nach der Fassung vom 22. September 1944 sollte der Militärgouverneur alle Inhaber von Schlüsselpositionen im politischen, wirtschaftlichen und öffentlichen Leben Nazi-Deutschlands sowie alle nationalsozialistischen Funktionäre und alle Sympathisanten des NS-Regimes sofort verhaften.

Ende 1944 beschäftigte die USGCC etwa 1.200 Bedienstete, die in zwölf (Fach-)Abteilungen (Divisions) aufgeteilt waren. Zum Leiter der Finance Division wurde einer der engsten Vertrauten Morgenthaus, Oberst Bernard Bernstein (1908-1990), ernannt. Seit 1933 Angehöriger des Finanzministeriums, hatte sich der gelernte Rechtsanwalt bis Kriegsbeginn insbesondere mit der amerikanischen Goldpolitik und der staatlichen Kontrolle ausländischer Devisenbestände beschäftigt. Auf Vorschlag Morgenthaus war Bernstein dann 1942 zum Finanzberater des US-Oberkommandierenden in Europa, General Eisenhower, befördert worden; zusätzlich stand er der Finanzabteilung der Zivilverwaltung (G 5) der US-Truppen in Europa vor.

Als Chef der USGCC-Finanzabteilung stellte Bernstein Anfang 1945 eine schlagkräftige, im Verlauf der Untersuchungen auf 140 Personen anwachsende Gruppe von Kartell- und Finanzexperten zusammen, die sich gegen den erklärten Willen der USGCC-Wirtschaftsabteilung (Economic Division) die radikale Entflechtung der NS-Kriegswirtschaft, die Demontage ausgesuchter Großkonzerne wie der I.G. Farben und die Liquidierung des deutschen Auslandsvermögens zur Aufgabe gemacht hatte.2 Für das letztgenannte Vorhaben konnte man an das bis heute kaum erforschte Untersuchungsprojekt »Safehaven« anknüpfen, eine Ende 1944 fertiggestellte Kartei von 500.000 Personen und Firmen, die in Verbindung zu den deutschen Vermögenswerten im Ausland standen. Mit dem »Safehaven«-Programm sollte insbesondere auch die bevorstehende Massenemigration deutscher Kriegsverbrecher von den zuvor exportierten Kapitalien und Vermögenswerten abgeschnitten werden.3

Bernsteins Leistungen im Jahr 1945 lassen sich erst richtig würdigen, wenn man bedenkt, daß sich im besetzten Ruhrgebiet die großindustriellen Eliten bereits ab März zunehmend erfolgreich bemühten, die gewohnten informellen Strukturen zu erhalten: Das Krupp-Direktorium in Essen tagte vor und nach dem amerikanischen Einmarsch zunächst sogar ohne jede Unterbrechung beinahe täglich in gewohnter Runde. Die Gesamtbilanz des zu diesem Zeitpunkt bereits verlorenen Krieges

war für das deutsche Großkapital daher nicht nur in dieser Hinsicht »immer noch erstaunlich positiv« (Dietrich Eichholtz). Der enorme Investitionsumfang in den Kriegsjahren wog die Kriegsschäden bei weitem auf. Die deutsche Industrie, das war in den Überlegungen Morgenthaus stets präsent, verfügte 1945 über ein höheres Potential als zu Kriegsbeginn und besonders in der Rüstungsindustrie über einen relativ neuwertigen Anlagefonds.

Während die Vorstandsgremien der Stahl- und Kohleunternehmen an Rhein und Ruhr unter den Augen der US-Army weiterhin in gleicher Zusammensetzung tagten, bereitete die Finance Division Anfang April den ersten Großeinsatz vor, nachdem Bernstein und seine »Finance T-Forces« im Frankfurter Reichsbankgebäude ihr Hauptquartier aufgeschlagen hatten. In weitläufigen Geheimoperationen konnten von hier aus bis zum Spätsommer 98 Prozent des Reichsbankschatzes im Wert von 238,5 Millionen Dollar sichergestellt und an ihre Besitzer bzw. im Fall ihrer nachgewiesenen Ermordung durch die Nazis an internationale Hilfsorganisationen ausgehändigt werden. Die Spuren des Reichsbank-Raubzuges führten auch nach Basel zur BIZ, in der ausgerechnet der I.G.-Vorstandsvorsitzende Hermann Schmitz, der Bankier Kurt von Schröder und Emil Puhl, der Vizepräsident der Reichsbank, als einzige Deutsche im Verwaltungsrat gesessen hatten.

Während sie das Fortbestehen der BIZ und ihre Umwandlung in ein Instrument des Marshallplans letztendlich nicht verhindern konnten, erzielten Bernstein und sein Team trotz Morgenthaus Rücktritt Anfang Juli 1945 noch bis zum September bemerkenswerte Erfolge, obwohl die Deutschen alles taten, um ihre Arbeit zu torpedieren. In der Ausgabe vom 31. Juli 1945 berichtete beispielsweise die »New York Herald Tribune« über die Suche nach belastenden Dokumenten über die geheime Zusammenarbeit der deutschen Bosch-Zentrale mit der schwedischen Enskilda-Bank. In einem Stuttgarter Luftschutzkeller wurden sechs Verstecke, von T1 bis T6 durchnumeriert, ausfindig gemacht; in T6 fand man die gesuchten Materialien: »Es kostete fünf Arbeiter fünf Stunden«, berichtete das Blatt, »um die Wand zu durchstoßen. Hinter ihr befanden sich sechs Kisten mit wichtigen Dokumenten.«

Obwohl nunmehr ohne prominente politische Rückendeckung in Washington, drängte auch Hyman B. Ritchin, der Leiter des Arbeitsstabes für den I.G. Farben-Report, seine insgesamt 18 Mitarbeiter zur Eile. Das von Bernard Glaser Ende Juli verfaßte 20-Seiten-Memorandum über die »Kriegsschuld der I.G. Farben« wurde qualifiziert und bereits vier Wochen später zu einem erstaunlich präzisen Text ausgearbeitet. In der zweiten Septemberwoche schloß man den fünfteiligen Untersuchungsbericht über die I.G. Farben ab; am 12. September 1945 erhielt ihn der stellvertretende Militärgouverneur, Lucius D. Clay, mit dem Hinweis, daß dieser Konzern »Deutschlands wichtigstes Industrieunternehmen« sei.

Daß Clay Bernsteins Männer im Rückblick (aus der Perspektive des antikommunistischen Grabenkampfes der 50er Jahre) als »Mitglieder der kommunistischen Partei oder in diese Richtung tendierend« denunzierte, zeigt an, daß die Doppelherrschaft des Jahres 45 nicht lange währen konnte. Morgenthaus Buch *Germany is our problem*, in dem er seine deutschlandpolitischen Vorstellungen im Herbst 1945 nochmals allgemein bekannt machte, blieb ohne Einfluß. Die US-Militärregierung versah den I.G. Farben-Bericht mit der Geheimhaltungsstufe »Restricted« und entzog ihn damit der Öffentlichkeit; Bernsteins Finanzabteilung wurde – jedenfalls in ihrer bisherigen Form – aufgelöst. Ende 1945 waren in der amerikanischen Besatzungszone von 55 Werken der I.G. Farben lediglich zwei zerstört und drei weitere für Reparationen freigegeben worden; fast alle anderen Fabriken produzierten bereits wieder und wurden bei der Zuweisung von Transportmitteln und Energie bevorzugt behandelt. Unübersehbar blieben allerdings auch einige der Erfolge Bernsteins und seiner Leute: Allein in Nordrhein-Westfalen wurden 249 Betriebe der Eisen-, Stahl- und Chemieindustrie, darunter von Krupp bis Henkel alle Produktionsstätten von Bedeutung, in die Dekartellisierungspolitik einbezogen, deren Ausläufer bis in die erste Hochzeit des Kalten Krieges reichen sollten.

Begünstigt durch die Weichenstellungen im inneramerikanischen Machtkampf hatten allerdings bereits vor der heraufziehenden Ost-West-Konfrontation diejenigen Kräfte den Sieg davongetragen, die auch die Heranziehung von NS-Schwerverbrechern für stille Hilfsdienste nicht scheuten. Es sollte aber noch fast ein Dreivierteljahr vergehen, bis US-Außenminister James F. Byrnes in seiner Stuttgarter Rede vom 6. September 1946 auch offiziell die Morgenthau-Pläne endgültig begrub. Das folgende Jahr stand auf amerikanischer Seite bereits ganz im Zeichen der Konfrontation mit der Sowjetunion; Morgenthau und seine Mitstreiter ernteten nur noch Haß, Verleumdung und den zuweilen bis heute erhobenen Vorwurf, sie hätten sich von den Kommunisten instrumentalisieren lassen.

Bei seiner von Truman erbetenen Deutschlandreise im Februar 1947, die für die künftige Haltung der USA gegenüber Deutschland eine wichtige Rolle spielen sollte, ließ sich Ex-Präsident Herbert Hoover von ausgewiesenen Gegnern des ehemaligen Finanzministers begleiten: Unter seinen Beratern befand sich auch der konservative deutsche Nationalökonom Gustav Stolper, der 1933 in die USA emigriert war. In seinem noch 1947 fertiggestellten Buch über diese Reise (*German Realities*), das nicht nur von Golo Mann und John Kenneth Galbraith wegen seines tendenziösen Charakters abgelehnt wurde, charakterisierte der Autor den sogenannten »Morgenthauismus« stilprägend für das (west)deutsche Nachkriegsbewußtsein: »Die öffentliche Meinung in Amerika ist sich noch kaum bewußt, in welchem Maß Amerikas Deutschlandpolitik von marxistischen Ideologien, Schlagworten und Propaganda geformt wurde.« Damit habe – na, wer wohl? – dazu beigetragen, »die letzten Dämme gegen die bolschewistische Flut zu untergraben, der sich jetzt die

amerikanische Politik mit äußerster Kraftanstrengung entgegenwirft«.

1. So jüngst wieder Klaus-Dietmar Henke: *Die amerikanische Besetzung Deutschlands.* München 1995, S. 111.

2. Zum engagierten Einsatz der Finance Division gegen den damals größten Chemiekonzern siehe *OMGUS. Ermittlungen gegen die I.G. Farbenindustrie AG. September 1945.* Übersetzt und bearbeitet von der Dokumentationsstelle zur NS-Sozialpolitik Hamburg. Nördlingen 1986 (Sonderband der Anderen Bibliothek).

3. Zum gesamten Themenkomplex NS-Kapitaltransfer siehe Gerard Aalders/Cees Wiebes: *Die Kunst der Tarnung. Die geheime Kollaboration neutraler Staaten mit der deutschen Kriegsindustrie. Der Fall Schweden.* Hrsg. von der Hamburger Stiftung für Sozialgeschichte, Frankfurt/M. 1994.

Volker Külow ist Historiker und lebt in Leipzig

Konkret 05/95, S. 26

Jürgen Elsässer

Lemuren in Cheb

Bonn münzt eine Mitleidskampagne für die 1945 ausgesiedelten Sudetendeutschen in Ansprüche gegen die tschechische Republik um

»Wer die Gegenwart beherrscht, beherrscht die Vergangenheit. Wer die Vergangenheit beherrscht, beherrscht die Zukunft.« George Orwell, »1984«

Nichts verdeutlicht die Instrumentalisierung der Geschichte für aktuelle Realpolitik besser als die von der Regierung Kohl pünktlich zum 8. Mai 1995 losgetretene Mitleidsoffensive für die Rechte der sogenannten Sudetendeutschen. Und nirgendwo hat sich die Perfidie des deutschen Vorgehens deutlicher gezeigt als in Cheb, das die Revanchisten Eger nennen, in dem kleinen tschechischen Grenzstädtchen also, wo 1933 die sudetendeutsche Nazipartei des Konrad Henlein gegründet wurde und heute die Untoten des 3. Reiches aus der Erde gebuddelt werden, um mit ihnen Politik zu machen.

Das ist keineswegs metaphorisch gemeint: Die Leichen von 1.700 Soldaten der Wehrmacht wurden in den letzten zwei Jahren »in nahezu kriminalistischer Kleinarbeit« – so die Nachrichtenagentur ddp/ADN – vom Kasseler »Volksbund für Kriegsgräberfürsorge« gesucht, exhumiert und anschließend in einer leeren Fabrikhalle in Cheb gelagert. Mit diesem Rohmaterial sollte in der Stadt ein großer deutscher Soldatenfriedhof errichtet werden, im Dezember 1993 hatte der Kasseler Nekrologenverein dazu schon das Einverständnis der Stadt und der Bezirksbehörden eingeholt. Im Februar 1995 revidierte der Gemeinderat allerdings den Beschluß: Die Deutschen – so der Cheber Bürgermeister Otakar Mika – sollten ihre Särge wieder einpacken, er befürchte angesichts von 2.000 Gräbern mit deutschen Soldatenkreuzen revanchistische »Wallfahrten aus dem nahen Bayern«. Ob der Bürgermeister von der Forderung des Bundeswehr-Generalinspekteurs Naumann gehört hatte, die Gräber auf solchen Soldatenfriedhöfen auch mit den SS-Auszeichnungen der Gefallenen zu dekorieren? Wahrscheinlicher ist, daß eigene Erlebnisse sein Veto ausgelöst haben: Die Mischung aus Sextourismus und Revanchismus, die von Sachsen und Bayern aus in den Nachbarstaat schwappt, ist mittlerweile so penetrant, daß die »Clubs der tschechischen Grenzgebiete« mit ihrer Warnung vor einer »Germanisierung« erheblichen Zulauf haben, man spricht von 10.000 Mitgliedern.

Da der Cheber Bürgermeister Mitglied der in Tschechien regierenden konservativen »Bürgerunion« ODS ist und diese sich stets bemüht, die Spannungen mit den Deutschen herunterzuspielen, griff die ODS-Parteizentrale in den Konflikt schlichtend ein. Das Kompromißangebot an den Volksbund lautete: Die Beisetzung der Wehrmachtssoldaten geht in Ordnung, allerdings solle die Ruhestätte nicht als Militärfriedhof konzipiert werden und zusätzlich auch Gefallene der Anti-Hitler-Koalition – etwa 200 Rotarmisten und 70 GIs der Patton-Armee – aufnehmen. Allein: Die Deutschen beharrten auf ihrem Vorhaben und lehnten jedes Entgegenkommen ab. Die »Versöhnung über den Gräbern«, von denen der Volksbund gerne spricht, soll wohl doch nur eine Versöhnung des neuen Deutschland mit seiner Vergangenheit sein, bei denen die Opfer derselben als störend empfunden werden. Das gilt über den Einzelfall hinaus: Von den Tschechen, die während der Nazi-Zeit in KZs und Arbeitslagern leiden mußten, hat bisher kein einziger auch nur einen Pfennig Entschädigung aus Deutschland erhalten. Ersatzweise hat das Prager Parlament im November 1994 beschlossen, die Betroffenen mit dem eher symbolischen Betrag von 135 Mark pro Haftmonat abzufinden. Die BRD sperrt sich selbst gegen ein den bescheidenen Regelungen, die mit anderen Ländern getroffen wurden, vergleichbares Abkommen, weil Tschechien im Gegenzug nicht über eine Entschädigung für die 2,5 Millionen 1945 ausgesiedelten Sudetendeutschen sprechen will.

Dieses Junktim wird von der Bundesregierung mittlerweile so hochgespielt, daß selbst Präsident Vaclav Havel der Kragen geplatzt ist. Havel, der seit 1989 keine Gelegenheit ausgelassen hat, um den Deutschen Komplimente zu machen und sich für »das Unrecht der Vertreibung« zu entschuldigen, machte in einer Rede am 17. Februar dramatisch kehrt: Erstmals sprach er nicht mehr in sudetendeutscher Terminologie von »Vertreibung«, sondern von »Umsiedlung« und erinnerte daran, daß diese ihre Grundlage im »fatalen Versagen der tschechischen Bürger deutscher Nationalität« bei der Zerschlagung der CSR durch die Nazis hatte. »Bis vor kurzem hielt ich dies für etwas derart Selbstverständliches, daß ich keinen Bedarf spürte, es wiederholt zu betonen, heute muß ich es jedoch klar zum Ausdruck bringen, weil sich in Deutschland Menschen, die dies alles ignorieren oder sogar in Frage stellen, wieder zu Wort melden. ... Wenn man Vergangenes wieder zum Leben erweckt, ruft man auch all die Dämonen ins Leben, die in der Vergangenheit schlummern.«

Havels Rede nahm ein Urteil des tschechischen Verfassungsgerichtes vorweg: Es verwarf am 8. März die Klage eines Bürgers deutscher Herkunft gegen die Enteignung sudetendeutschen Eigentums zwischen 1945 und 1948. Jede andere Entscheidung hätte »Stürme im Bereich der Eigentumsordnung« (Havel) entfacht, weil dann die Landsmannschaft mit Entschädigungsforderungen in dreistelliger Milliardenhöhe die Prager Regierung in den Bankrott geklagt – oder zur Herausgabe des damals konfiszierten Grund und Bodens genötigt hätte. Wenige Tage später las der deutsche Bundestag den unbotmäßigen Tschechen die Leviten: Außenminister Klaus Kinkel äußerte sich »betroffen«, der berufsmäßige

Bürgerrechtler Markus Meckel sogar »tief betroffen«: »In diesem Urteil lebt der Geist eines ethnischen Kollektivismus.« Antje Vollmer präzisierte pastoral: »Von tschechischer Seite müßte zugestanden werden, daß die Vertreibung der Sudetendeutschen der Idee einer Kollektivschuld folgte, die kein Rechtsstaat akzeptieren kann.«

Die Apologetin des Rechtsstaates will vergessen machen, daß die Umsiedlung der Volksdeutschen ein Beschluß der Potsdamer Konferenz war, der in seiner Genese auf die Briten, immerhin so etwas wie die Erfinder des Rechtsstaates, zurückging. Die Konfiskation des »feindlichen Eigentums« war ebenfalls kein bolschewistischer Willkürakt, sondern geschah lange vor der stalinistischen Gleichschaltung des Landes (1948) auf Anordnung der linksbürgerlichen Regierung Benesy. Kein Wunder, daß die Westmächte – im Unterschied zu den Bündnisgrünen und anderen Revanchisten – die Rechtsgültigkeit der Benesy-Dekrete bis heute verteidigen. Bevölkerungstransfer und Konfiskationen waren Maßnahmen in einer Situation, für die der Rechtsstaat und seine juristischen Instrumentarien einfach nicht geschaffen waren: Die »Verbrechen gegen die Menschheit« während der Nazi-Zeit wurden nicht von Einzeltätern, sondern von einem kriminellen Kollektiv begangen, welches weitgehend deckungsgleich mit dem nationalen Kollektiv war.

Die Deutschen waren nicht Opfer, sondern Täter – und im Sonderfall der Sudetendeutschen reichten die individuellen Ausnahmen gerade aus, um diese Regel zu bestätigen: Bei den letzten freien Wahlen in der CSR – den Kommunalwahlen in Westböhmen im Mai 1938 – erhielt die »Sudetendeutsche Partei« des Nazis Adolf Henlein insgesamt 91,44 Prozent aller deutschen Stimmen. Daß es die Tschechen selbst gewesen seien, die durch ihre »nationalistische Politik« die armen Sudetendeutschen in die Arme des Führers getrieben hätten, ist eine Legende interessierter Kreise: Die CSR war in der Zwischenkriegszeit die einzige Demokratie in Osteuropa, ihre Nationalitätenpolitik hatte sie dem Schweizer Vorbild entlehnt.

Trotz der irridentistischen Agitation, die schon direkt nach dem Versailler Vertrag einsetzte und einen Anschluß an Deutschösterreich propagierte, gab es immer wieder Angebote der Prager Regierung zu einem Modus vivendi. So stellten zwei bürgerliche Parteien der Sudetendeutschen, nämlich der »Bund der Landwirte« und die »Deutsche Christlich-Soziale Volkspartei«, bis zum Frühjahr 1938 sogar Minister. Die Zusammenarbeit wurde einseitig beendet: Am 22. bzw. 24. März 1938 lösten sich diese Parteien auf und gliederten sich in die Henlein-Partei ein. Wie »nationalistisch« die Tschechoslowakei war, läßt sich auch an der Behandlung der deutschen Flüchtlinge ersehen: Schätzungsweise fanden in der CSR 8.000 - 10.000 Nazi-Gegner zumindest vorübergehend Zuflucht. Heinrich Mann urteilte: »Wir – das ganze verfolgte Deutschland, das intellektuelle, das freiheitliche, waren in dem einzigen Lande nicht nur teilnahmslos geduldet: Prag empfing uns als Verwandte.«

Obwohl der Spruch des tschechischen Verfassungsgerichts gegen die Rückgabe des früheren sudetendeutschen Eigentums nicht mehr angefochten werden kann, geht die revanchistische Wühlarbeit weiter. Neben juristischen Nachhutgefechten – ein Gewährsmann der sudetendeutschen Landsmannschaft will den Prozeß vor dem Europäischen Gerichtshof erneut aufrollen, und die »FAZ« bringt als Straftatbestand »Völkermord« an den Sudetendeutschen ins Gespräch (9.3.95) – versucht man es mit politischem Druck: Kinkel knüpfte erneut die Bonner Unterstützung für den tschechischen EU-Beitritt an ein Entgegenkommen gegenüber den Sudetendeutschen. Prag solle sie als »Landsleute« betrachten, was eine volle juristische Gleichstellung bis hin zur Möglichkeit einer doppelten Staatsbürgerschaft impliziert. Flankiert wird die Bonner Regierungspolitik durch einen Appell von Peter Glotz und weiteren 104 Unterschriftstellern, »die sich selbst als Intellektuelle bezeichnen« – so der Rektor der Prager Karls-Universität süffisant – , in welchem ein »Dialog« zwischen der tschechischen Regierung und der Landsmannschaft gefordert wird, und zwar über alle Fragen, »die zumindest eine der Seiten für noch offen hält«. Das heißt: Die Sudetendeutschen, die eigentlich – würde man andere als biologistische Kriterien zugrundelegen – schon längst ausgestorben sind, wollen post mortem als Völkerrechtssubjekt einem anerkannten Staat gleichgestellt werden und über territoriale und finanzielle Ansprüche verhandeln, und eine nekrophile Koalition von CSU-Neugebauer über FDP-Kinkel und SPD-Glotz bis zur grünen Bundestagsvizepräsidentin unterstützt diese Zombie-Umtriebe.

Dafür, daß die deutsche Politik die Knochen der Sudetendeutschen nicht in der Erde verfaulen läßt, sondern die Mumien reanimiert, gibt es wenigstens drei Gründe: Zum einen können die Toten einer geschichtsblinden Öffentlichkeit als Opfer präsentiert und mit den Massakern von Lidice und Oradour, den Leichenbergen von Auschwitz und Treblinka verrechnet werden, auf daß der deutsche Imperialismus sein Negativimage verliert und sein Menschenrechtsgedöns glaubwürdiger erscheint. Zum zweiten haben alle Parteien dem großen Wählerpotential der »Vertriebenen« so lange Honig um den Mund geschmiert, daß diese nun, nach dem Zusammenbruch des Warschauer Paktes, endlich die Güte der Versprechungen austesten will: Warum sollte man heute nicht versuchen, die Gültigkeit der im Münchner Abkommen 1938 vereinbarten Annexion Westböhmens ins Gespräch zu bringen, wo doch das Bundesverfassungsgericht 1973 ausdrücklich erklärt hat, daß dieser Erpressungsvertrag durchaus seine guten Seiten hatte (im Juristendeutsch: Er sei »nicht von Anfang an nichtig« gewesen)?

Zum dritten aber ist die deutsche Kapitaloffensive in der tschechischen Republik ins Stocken geraten: 1993 kamen 55 Prozent der Direktinvestitionen aus den USA, nur 11 Prozent aus der BRD. Außerdem will die tschechische Zentralbank

den ausländischen Kapitalzufluß bremsen, um die Geldmenge und damit die Inflation besser kontrollieren zu können, und weil ein weiterer Ausverkauf der Staatsbetriebe unsinnig geworden ist, da diese mittlerweile Tritt gefaßt haben und wieder Gewinne abwerfen. Was liegt näher, als diese Blockade für den deutschen Kapitalexport dadurch aufzubrechen, daß man das Sudetengebiet als Sonderwirtschaftszone für deutsche Investoren reklamiert oder sich den Verzicht darauf mit Konzessionen an anderer Stelle versüßen läßt?

Jürgen Elsässer schrieb in KONKRET 3/95 über die PDS

Konkret 05/95, S. 28

Rolf Surmann

□ Ein Spital für diese Israelis□

Auf den ersten Blick scheint die Abwicklung der □ Wiedergutmachung□ bloß ein ziemlich langweiliges Kapitel aus der Geschichte der deutschen Nachkriegsbürokratie zusein. Doch was sich da in Kabinettsrunden und Parlamentssitzungen, in Amtsstuben und Gerichtssälen, in Arztpraxen und Konferenzräumen abspielte und abspielt, eröffnet die Sicht auf das, was hierzulande in Zukunft droht

□ Blutgeld□ für Israel

Für die Bundesrepublik ist die Entschädigung der NS-Opfer immer auch eine aufgezwungene Pflicht gewesen. Richtig ernst war es damit geworden, als die Westmächte die Aufhebung des Besatzungsstatuts mit einer Entschädigungsregelung für NS-Opfer, speziell für jüdische Opfer und Israel verknüpften. Im September 1951 formulierte Adenauer daraufhin die zentrale Geschichtslüge der BRD: »Das deutsche Volk hat in seiner überwiegenden Mehrheit die an den Juden begangenen Verbrechen verabscheut und sich an ihnen nicht beteiligt.« Gleichzeitig beeilte er sich aber hinzuzufügen: »Im Namen des deutschen Volkes sind unsagbare Verbrechen begangen worden, die zur moralischen und materiellen Wiedergutmachung verpflichten.« Auf dieser Grundlage waren dann Verhandlungen zwischen Israel und der Bundesrepublik sowie der Claims-Konferenz, einem Zusammenschluß jüdischer Organisationen, möglich.

Kaum aber war der Deutschland-Vertrag unterzeichnet, stockten diese Verhandlungen. Der Bundesregierung erschien es plötzlich klüger, nicht zuletzt auf Empfehlung des einschlägig erfahrenen Hermann Abs, Israels Forderungen zusammen mit der Begleichung deutscher Vorkriegsschulden zu verhandeln. Das Ziel war klar: Reduzierung der Forderungen. Doch die deutschen Unterhändler sprachen sich gegen diese Vermengung von moralischen und wirtschaftlichen Ansprüchen aus. Einer von ihnen, Otto Küster, schilderte später, wie es ihm gelang, Adenauer umzustimmen: »Ich trug ihm vor, wie die vorchristlichen Völker dadurch zu den Anfängen einer Rechtskultur gelangten, daß sie die Blutrache allmählich durch Sühnegelder ersetzten. Und in dem Zusammenhang fiel das Wort □Blutgeld□. Ich weiß noch heute, wie Adenauer das Wort wog, und ich höre auch noch, wie er sagte: Ich ändere meine Meinung.«

Zwar versuchte Adenauer später abermals, die Höhe der Zahlungen zu reduzieren □ er sprach zeitweilig von »einem schönen Spital, das wir diesen Israelis schicken« □ , doch war ihm klar, daß die schließlich gefundene Regelung ein guter Deal war. »Loskauf bei cash« hat Karl Heinz Roth sie genannt, was durchaus treffend die Grundzüge des deutschen Umgangs mit den NS-Opfern charakterisiert □ bis dahin, daß sich die Deutschen mit wachsender wirtschaftlicher und politischer Macht die Entscheidung vorbehielten, die Aussöhnungsbereitschaft ihrer Opfer anzunehmen oder nicht.

Die erneute Selektion der Opfer

Das Ende 1952 mit knapper Mehrheit vom Bundestag verabschiedete Abkommen mit den jüdischen Opfern (Waren und Dienstleistungen für Israel im Wert von 3,4 Milliarden Mark bis 1965 □ ein Konjunkturprogramm für die westdeutsche Wirtschaft also □ und 500 Millionen Mark für die Claims-Konferenz) ist einer der beiden Grundpfeiler der deutschen Überzeugung, die Nazi-Verbrechen seien nach 1945 »wiedergutgemacht« worden. Der andere ist das Bundesentschädigungsgesetz (BEG, 1953). Beide zusammen begründen eine Sicht, die das Bundesfinanzministerium rückblickend in die Worte faßte: »Schon bald nach der Gründung der Bundesrepublik Deutschland haben alle demokratischen Kräfte die Wiedergutmachung nationalsozialistischen Unrechts als eine Aufgabe von größter moralischer Tragweite angesehen und als solche auch behandelt.«

Auf den entlastenden Euphemismus, während des Nationalsozialismus begangenes »Unrecht« (welch ein Wort für die Menschheitsverbrechen dieser jahrelang auf Hochtouren laufenden Mordmaschinerie!) könne □ in welcher Form immer □ »wiedergutgemacht« werden, sei hier ebenso nur hingewiesen, wie darauf, daß das BEG ungefähr zeitgleich mit der sicher wichtigen, weil Hoffnung spendenden Klassenlotterie eingeführt worden ist. Hinzugefügt werden muß jedoch, daß dieses BEG die Denkweise erkennbar machte, in der das demokratische Deutschland auf die Nazi-Verbrechen reagierte. Sein zentrales Merkmal: durchgängige Ungleichbehandlung.

Grundsätzlich werden Widerstandskämpfer und andere NS-Verfolgte schlechter behandelt als die übrigen Gruppen, denen Entschädigungsansprüche eingeräumt wurden. Folglich stehen sie am unteren Ende der Versorgungsskala □ hinter den Kriegsopfern, Lastenausgleichsempfängern oder Beamten des Nazi-Staats. Denn während etwa Hitlers zur Unterstützung Francos nach Spanien entsandte Soldateska zu jenem Personenkreis gerechnet wird, »der für die Gemeinschaft sein Leben eingesetzt hat« (Bundesfinanzministerium) und deshalb entsprechende Forderungen geltend machen kann, sind die auf seiten der Spanischen Republik kämpfenden Antifaschisten vom Anspruch auf Entschädigung ausgeschlossen.

Das Paragraphenwerk, das diese gesellschaftliche Herabstufung regelt, ist so unauffällig-banal wie effektiv. In der Fachsprache bedeutet dies, daß das BEG im Vergleich zu anderen Gesetzen »nachrangig« ist. Die Begründung des Bundesfinanzministeriums macht deutlich, warum. Bei seiner Erarbeitung sei es nicht um die moralische

Auseinandersetzung mit den Nazi-Verbrechen und um die Anerkennung des Widerstandes gegangen, sondern um die Klärung der Frage, mit wem der neue Staat zu machen sei. Den Vorzug erhielt das alte Personal. Es waren die Leute vom Schlage der Globke, Oberländer, Kiesinger und Filbinger.

Doch nicht nur auf der unmittelbar politischen Ebene bewirkte dieses Gesetz nicht, was laut Präambel seine Aufgabe sein sollte: neben der finanziellen Entschädigung auch einen Beitrag zur gesellschaftlich-moralischen Anerkennung der Opfer zu leisten. Es ging nie um die Rehabilitierung aller vom NS-Staat Verfolgten und um die rückhaltlose Aufdeckung seiner Verbrechen. Schon von den Nazis durch den Zwang zum Tragen verschiedenfarbiger Winkel »sortiert«, wurden die verschiedenen Opfergruppen per BEG durch unterschiedliche Einstufungen abermals selektiert.

Mittlerweile bekannt ist die vielfältige Diskriminierung der Sinti und Roma □ zum Beispiel durch den Bundesgerichtshof, der bis 1963 ihre Einweisung ins KZ vor 1943 als »kriminalpräventive Maßnahme« einstufte. Aber auch Zwangssterilisierte und Überlebende des Euthanasie-Mordprogramms wurden nicht als Opfer im Sinne des BEG anerkannt. So heißt es in einer Antwort auf eine Petition an den Bundestag noch 1984: »Die Rechtssprechung vertrat die Auffassung, daß das im Jahre 1932 vorbereitete Erbgesundheitsgesetz, das auch in ausländischen Staaten Vorbilder hatte und das nach Kriegsende von den Militärregierungen weder aufgehoben wurde noch als aufgehoben betrachtet wurde, weder gegen das Naturrecht noch gegen rechtsstaatliche Gesetze verstoße.«

Ähnlich erging es den wegen ihrer Sexualität oder ihrer Lebensweise Verfolgten: den Homosexuellen, Arbeitsverweigerern, »Asozialen«, all denjenigen, die von den Nazis als »Gemeinschaftsfremde« eingestuft worden waren. Und selbstverständlich gehörten zu ihnen auch diejenigen Antifaschisten, die in der Bundesrepublik nicht die Ziele ihres Widerstandskampfs verwirklicht sahen. Denn ausgeschlossen von Entschädigungszahlungen wurde auch, »wer nach dem 23. Mai 1949 die freiheitlich-demokratische Grundordnung im Sinne des Grundgesetzes bekämpft hat«.

Mit dem Ausschluß dieser Opfergruppen wurde die Entschädigungsgesetzgebung zum Spiegelbild der Denkweisen und Bewertungen, die die Auslieferung der Verfolgten an die Mordmaschinerie der Nazis vorbereiteten. Auch blieben etliche Gesetze, Verordnungen und Urteile aus der Nazi-Zeit weiterhin gültig. Hierzu gehören das schon erwähnte »Erbgesundheitsgesetz«, die Urteile der Erbgesundheitsgerichte, des Volksgerichtshofs und der Militärgerichte mit ihren zirka 50.000 Todesurteilen gegen Deserteure, Wehrkraftzersetzer und andere »Schädlinge der Volksgemeinschaft«. Kurz: Für den Alltag der Bundesrepublik galt das »geflügelte Wort« des ehemaligen baden-württembergischen Ministerpräsidenten Filbinger: »Was damals Recht war, kann heute nicht Unrecht sein.«

In dieser Inszenierung, die nur wenige »große Verbrecher« auftreten lassen wollte und ansonsten die Normalität beschwor, stellten die NS-Opfer bestenfalls die Komparsen. Das gilt auch für die Möglichkeit ihrer Einflußnahme auf die Entschädigungsgesetzgebung selbst. Denn alles, was beschlossen wurde, wurde in der Form des Dekrets beschlossen. Das gilt jedoch vor allem für den Prozeß, dem die NS-Opfer unterworfen waren, wenn sie Entschädigungsansprüche erhoben.

Konfrontiert mit einem Behördenapparat, der sich weitgehend aus den Beamten des Nazi-Staats rekrutierte, ausgeliefert einer Gesetzgebung, deren Zustandekommen vor allem dem Druck des Auslands geschuldet war, wurde die Praxis der »Wiedergutmachung« für viele zu einem »zweiten Opfergang«. Ein Beispiel hierfür ist das Schicksal der Zwangssterilisierten. Für sie bestand nur die Möglichkeit, beim Amtsgericht eine »Nachbegutachtung« zu beantragen. Mit neuestem wissenschaftlichen Instrumentarium wurde dann geprüft, ob das Nazi-Personal eine »Amtspflichtverletzung« begangen hatte oder ob eine »Nachbesserung« eingetreten war. Die neuen Gutachter waren dabei oftmals die alten. Falls ihre Bewertung positiv ausging, waren die Opfer der Rassehygiene jedoch mitnichten als NS-Opfer anerkannt. Es wurde ihnen lediglich die Möglichkeit eingeräumt, ihre Gebär- bzw. Zeugungsfähigkeit □ sofern möglich □ wiederherstellen zu lassen.

Die neue Debatte

Mitte der 60er Jahre sollte dann erstmals endgültig ein Schlußstrich unter dieses Kapitel deutscher Geschichte gezogen werden. Mit dem BEG-Schlußgesetz beabsichtigte man, ab 1969 keine neuen Anträge mehr zuzulassen. Doch diese Schlußstrich-Bemühungen scheiterten. Mitte der 80er Jahre gewannen die vielfältigen Stellungnahmen, Resolutionen, Initiativen und Petitionen derart an Gewicht, daß die Regierung sie nicht einfach ignorieren konnte. Sie versprach zu handeln. Warum?

Es gibt sicher viele Gründe, die hierbei eine Rolle spielten. Organisationen von Opfern hatten beharrlich ihre Interessen vertreten oder ihre gesellschaftliche Ächtung durchbrochen. Neue Forschungsergebnisse wurden vorgelegt, die zum Beispiel nachwiesen, daß □ Stichwort Sozialrassismus □ zum NS-Rassismus auch Zwangssterilisierungen und Euthanasie gehören. Die Ablösung des Kalten Kriegs durch die Entspannungspolitik und soziale Umstrukturierungen hatten das Freund-Feind-Schema und damit das Modell innergesellschaftlicher Konsensbildung der 50er und 60er Jahre obsolet werden lassen. Vor allem das Ausland intervenierte zudem nachhaltig zugunsten der weiterhin ignorierten ehemaligen Zwangsarbeiter. Diese Widersprüche konzentrierten sich in Skandalen, zu denen die fortdauernde Gültigkeit der Urteile des

Volksgerichtshofs gegen die Mitglieder der »Weißen Rose« ebenso gehörten wie Sonderzahlungen an die Freisler-Witwe oder die Verstrickungen eines Flick, der zwar an die von seinem Konzern vernutzten Zwangsarbeiter keinen Pfennig Entschädigung gezahlt hatte, Schmiergelder an die Bonner Politiker aber umso großzügiger verteilte.

Mit dem 1982 vollzogenen Wechsel zur konservativ/liberalen Koalition und der von ihr proklamierten »geistig-moralischen Wende« ergab sich so für die Regierung eine doppelte Aufgabe. Einerseits mußten die Brüche in der »deutschen Nationalgeschichte« überdeckt werden, damit sich deutsche Geschichte wieder in die Geschichte des Abendlandes integrieren ließ, ohne noch länger besonders dumm aufzufallen. Andererseits war klar, daß dieses Vorhaben auf großen Widerstand stoßen würde, wenn der innenpolitische Druck nicht entschärft würde. Diese Problematik war der strategische Ausgangspunkt des politischen Duos Kohl/Weizsäcker. Gerade die Verschiedenheit ihres persönlichen Auftretens machte sie zu besonders geeigneten Protagonisten dieses politischen Spagats. Während Kohl Reagan dazu nötigte, in Bitburg auch den Angehörigen der Waffen-SS seine Reverenz zu erweisen, zeigte sich Weizsäcker in seiner Rede zum 8. Mai 1985 flexibel genug, die bisherige bundesdeutsche Praxis der Ausgrenzung ganzer Nazi-Opfergruppen zu relativieren. Damit waren wichtige Voraussetzungen für die Schaffung eines neuen gesellschaftlichen Konsenses gegeben.

Derweil standen sich bei den vielfältigen und durchaus heterogenen Kräften, die die Entschädigung der NS-Opfer und damit auch ihre gesellschaftliche Anerkennung endlich durchsetzen wollten, die Vertreter zweier Positionen gegenüber. Die einen meinten, daß es sich beim Fortwirken der Fehler und Versäumnisse im wesentlichen um nicht aufgearbeitete Faschismusrelikte aus der Adenauer-Zeit handle. Es komme deshalb darauf an, im Konsens mit den im Bundestag vertretenen Parteien diese Modernisierungsblockaden zu beseitigen. Sie sahen darin auch den schnellsten Weg, den noch lebenden Opfern die notwendige Anerkennung und materielle Unterstützung zuteil werden zu lassen. Die anderen bezweifelten, daß es in dieser Frage einen allgemeinen politischen Konsens gebe. Sie betrachteten die Geschichte der »Wiedergutmachung« als Reflex der Ausgrenzungs- und Vernutzungsstrategien, die über den Nationalsozialismus hinaus allgemeine Tendenzen des Kapitalismus zum Ausdruck brächten. Der sich abzeichnende Umschwung in der Öffentlichkeit müsse deshalb genutzt werden, um eine gesellschaftliche Debatte über diese Fragen anzuzetteln. So könnte man auch dazu beitragen, modernen Formen der Vernutzungs- und Vernichtungspläne von Menschen □ in der Gentechnik und der neuen Euthanasiedebatte zum Beispiel □ zu begegnen.

Während der Anhörung der Bundestagsfraktion der Grünen aus Anlaß des 50. Jahrestags der Nürnberger Rassegesetze kam dieser Widerspruch zum Ausbruch. Die damals noch sehr engagierte »Taz« skizzierte ihn so: »Die □Hamburger Linie□ ... zielte auf einen analytisch-strategischen Zusammenhang von Weimarer Zeit, Faschismus bis hin zur aktuellen Politik. ... Dem Sterilisationsgesetz ..., der ganzen medizinisch maskierten Verfolgung liege die Denkweise zugrunde, □gesellschaftliche Probleme auf dem Weg gesellschaftlicher Diskriminierung und des Angriffs auf die körperliche Unversehrtheit schutzbedürftiger Menschen zu lösen□. Mit anderen Worten: Die Gesetzesinitiative und das Engagement für die diskriminierten Opfer des Faschismus hat Sinn im Rahmen der Entfaltung einer antikapitalistischen-antifaschistischen Politik. Darum vor allem wird die Reform des BEG ... abgelehnt. Die Bundestagsfraktion der Grünen hingegen lehnt die Reform aus anderen Gründen ab. ... Für sie ist die □Regelung der angemessenen Versorgung□ der letzten Überlebenden eine politisch-moralische Pflicht, ein Akt der Auseinandersetzung mit der Vergangenheit, eine Politik aktiver Toleranz gegenüber Minderheiten.«

Die nicht abgetragene Hypothek

Die Beschlußfassung von Bundestag und Bundesregierung in der zweiten Hälfte der 80er Jahre endete enttäuschend. Neue »Härterichtlinien« fügten dem bisherigen Bild allenfalls einige Retuschen hinzu. Der Bundesverband Homosexualität resümierte: »Die 1988 pathetisch zur □endgültigen Schlußregelung□ deklarierte Einrichtung eines weiteren Härtefonds erweist sich nunmehr immer deutlicher als unsägliche Mogelpackung, als neuer Schlag in das Gesicht für die Betroffenen, als Fortschreibung der Ausgrenzung ganzer Gruppen nur mit subtileren Mitteln.« Der Zentralrat deutscher Sinti und Roma stellte fest, daß die Anwendungspraxis der Härteregelungen »den ganz überwiegenden Teil der bisher benachteiligten Opfer der nationalsozialistischen Verfolgung von der Entschädigung erneut ausschließt«. Und die VVN erklärte: »Die bisher schon von jeglicher Entschädigung ausgeschlossenen NS-Opfer bleiben bis auf wenige Ausnahmen auch weiter moralisch und materiell geächtet.« Selbst die Grünen, die so hoffnungsfroh auf die Reformbereitschaft ihrer parlamentarischen Kollegen und Kolleginnen gesetzt hatten, mußten im Mai ihre Aktivitäten so bilanzieren: »Wir sind nun in der Situation, daß in den Ausschüssen die Beratungen für alle genannten Anträge der Grünen bzw. der SPD abgeschlossen wurden und in allen Fällen die Entscheidungsvorlagen zuungunsten der Grünen ausgegangen sind.«

Ein weiteres Beispiel für dieses Doppelspiel: Das »Erbgesundheitsgesetz« wurde vom Bundestag lediglich »geächtet«. Eine Nichtigkeitserklärung hätte rückwirkende Kraft gehabt und sowohl dem Gesetz wie auch den hierauf beruhenden juristischen und medizinisch-rassistischen Entscheidungen die Grundlage entzogen. Die Opfer wären als Opfer rassistischer Verfolgung anerkannt worden. Nicht zuletzt hätten damit auch Pläne, in der Bundesrepublik erneut Zwangssterilisierungen juristisch abzusichern, abgeblockt werden können. Das aber ging den Abgeordneten des

Bundestags offensichtlich zu weit. Sie entschieden sich für eine Lösung, die Distanz zu den Nazi-Methoden sichtbar machte, jedoch für die Zukunft alle Möglichkeiten offenließ.

In diesen Wochen werden im Bundestag erneut Anträge zur »Wiedergutmachung« beraten. Die Urteile der Nazi-Militärjustiz sollen für nichtig erklärt werden. Die Grünen wollen den alten SPD-Vorschlag aufnehmen, eine Stiftung für NS-Opfer einzurichten, um wenigstens den letzten Überlebenden Verbesserungen ihrer Lebensbedingungen zu verschaffen. Für die Euthanasie-Geschädigten und Zwangssterilisierten fordern zirka 14.000 Menschen vom Petitionsausschuß, daß er die Aufhebung der Urteile der Erbgesundheitsgerichte anregen möge. Vor allem Tschechien und Polen insistieren auf der Entschädigung ehemaliger Zwangsarbeiter.

Dies geschieht in einer Zeit, in der die Bundesregierung darüber bestimmt, welche Staaten unter welchen Bedingungen an den Feierlichkeiten zum 8. Mai teilnehmen dürfen; in der der Bundesgerichtshof deutlich macht, daß er nicht mehr das geringste Interesse hat, selbst schlimmste Mordtaten der Wehrmacht zu bestrafen; in der die Bonner Regierung Aussöhnungsgesten anderer Staatsmänner ignoriert □ in einer Zeit also, in der das Spiel mit verteilten Rollen zwischen Bundeskanzler und Bundespräsident definitiv aufgegeben worden ist. Der heutige Bundespräsident fordert das »Ende der Trittbrettfahrerei« und die weltweite Durchsetzung deutscher Interessen auch mit militärischen Mitteln.

Seinen festen Willen, keine substantiellen Verbesserungen der Entschädigungsgesetzgebung zuzulassen, hat der Bundestag schon vor zehn Jahren demonstriert. Folgt daraus, daß es überhaupt keine Änderungen mehr geben wird? Wohl kaum. Gerade weil deutsche Soldaten wieder weltweit zum Einsatz kommen sollen, mag es für die politisch Verantwortlichen durchaus sinnvoll sein, sich öffentlichkeitswirksam von den schlimmsten Nazi-Praktiken zu distanzieren. Für die Urteile der Militärgerichte wird deshalb wohl auch eine Regelung gefunden werden, die den juristischen Aufräumarbeiten bei der »Erbgesundheit« entspricht: keine Nichtigkeitserklärung, sondern unverbindliche Ächtung. Es bleibt jedoch die Frage, ob dies den NS-Opfern tatsächlich nützt oder ob sie damit nicht ein weiteres Mal □ wenn auch subtiler □ zu Gemeinschaftsfremden erklärt werden. Man sollte sich daher fragen, welcher Vorteil von diesen Modernisierungsretuschen zu erwarten ist, die den Rückschritt explizit offenlassen. Statt auf weitere »Verbesserungen« zu drängen, ist es vielleicht an der Zeit, selbst einen Schlußstrich zu ziehen und die Bilanz einer nicht abgetragenen Hypothek zu erstellen. Diesmal von seiten der Opfer.

Rolf Surmann, Historiker und Publizist, ist Mitglied der Initiative □ Anerkenung aller NS-Opfer□ . Er lebt in Hamburg

Konkret 05/95, S. 32

Thomas Ebermann, Rainer Trampert

Die Offenbarung der Propheten III

Welche Formen politischer Regression breiten sich gegenwärtig in der Linken aus? Inwiefern hängen sie mit falschen theoretischen Ansätzen zusammen bzw. auf welche Art zimmert sich die politische Regression eine passende Theorie? Letzter Teil einer dreiteiligen Serie über die Sanierung des Kapitalismus und die Verwandlung linker Theorie in Esoterik

Wir haben bereits erwähnt, wie nach Ansicht von Robert Kurz alle Klassen und Schichten gemeinsam vom Kollaps der Moderne erwischt würden und deshalb nur eine gemeinschaftliche Konfliktlösung aus dem Debakel herausführen könne (was die reaktionäre Ökoideologie volksgemeinschaftlich noch nicht völlig vereinnahmen konnte, wird jetzt vom verzinsten Geld heimgesucht). Wir haben ebenfalls darauf hingewiesen, daß die von Kurz und anderen vertretene Theorie einer Entwirklichung der Nationalstaaten sich nur treu bleiben kann, wenn sie das Aufkommen eines neuen Nationalismus in Deutschland bestreitet oder als letzte Zuk-kung einer untergegangenen Epoche verharmlost und eine antinationale oder antideutsche Politik für absurd erklärt. Wo Nationalstaaten im reißenden Strom des Geldes bedeutungslos werden, sei nicht einmal mehr Platz für Kriege, wird behauptet. Karl Heinz Roth ist der Auffassung, für die Finanzmärkte sei eine »langfristige globale Friedenssicherung notwendig«, und Kurz meint: »Die Konkurrenz des internationalisierten Kapitals kann beim besten Willen nicht mehr in Kriege kapitalistischer Nationen untereinander umschlagen ... Die internationalisierten Finanzmärkte spotten allen Flugzeugträgern und lasergesteuerten Marschflugkörpern.«

Mit dem Finanzkapital, welches über das schaffende hinausgewuchert sei, habe zwar die aggressivste Kapitalform die Macht errungen, doch bewirkt sie offenbar gleich zwei angenehme Wunder: Kriege werden obsolet, und die Deutschen plagt plötzlich kein Nationalismus mehr. Das klingt beruhigend, zumal dann, wenn gleichzeitig behauptet wird, die zivilisatorische Moderne sei dabei, endgültig zusammenzubrechen. Also suchen die Apokalyptiker den wärmenden Schutz der Gesamtgesellschaft, steigern aber mit ihrer gleichzeitigen Suche nach einem sozial determinierten Subjekt der Befreiung zusätzlich die Verwirrung. Rechtzeitig zum 50. Jahrestag der Befreiung vom Nationalsozialismus ist in der Linken ein Streit entbrannt: soziale Frage kontra Antinationalismus, Antirassismus und antideutsches Engagement. Die allgemeine politische Regression hat die Linke eingeholt, bis hin zu der durchaus prominent vertretenen Ansicht, auch im pauperisierten Nazi stecke noch eine produktive Kraft, seinem Rassismus eigne eine Ambivalenz mit einer »eigenen Qualität«. Von keiner gemeinsamen linken Gewißheit ist heute mehr auszugehen, alles muß von Grund auf neu bewiesen werden.

Weil wir nicht wissen, woraus sich die unbestreitbare Anziehungskraft verschiedener neuer »Erkenntnisse« eher speist: aus dem Wunsch, sich letztlich doch anzupassen und einzufügen, aus dem Reiz des vermeintlich Neuen, aus der Anziehungskraft apokalyptischer Visionen oder aus dem undialektischen Vortrag, der jede Leerformel absolut setzt, so als wäre bereits der Gedanke an einen Widerspruch schon dümmlich, frevelhaft oder konterrevolutionär – werden wir ihre Form, wo es angebracht erscheint, in die Kritik integrieren. Oft korrelieren Wortbombast und inhaltlicher Nonsens. Kurz etwa ist ein Meister des Angriffs auf die Dialektik. Schon vorab bepöbelt er jede mutmaßliche Reflexion. Wer sich seinem Glauben nicht unterwirft, ist wahlweise dem Warenfetisch erlegen, ein Arbeiterbewegungsmarxist, der den Honeckerstaat zurückwünscht, ein winselnder Prowestler, primitiv oberflächenfixiert, oder mit Halluzinogenen zugeschüttet. Immer aufdringlicher nimmt sein Sprechen »einen bösen Gestus an ... Die Affekte, die im menschenwürdigen Gespräch dem Behandelten galten, heften sich verbohrt ans pure Rechtbehalten, außer allem Verhältnis zur Relevanz der Aussage. Als reine Machtmittel aber nehmen die entzauberten Worte magische Gewalt über die an, die sie gebrauchen. Immer wieder kann man beobachten, daß einmal Ausgesprochenes, mag es noch so absurd, zufällig oder unrecht sein, weil es einmal gesagt ward, den Redenden als sein Besitz so tyrannisiert, daß er nicht davon ablassen kann ...« (Theodor W. Adorno).

In KONKRET 4/95 hat Kurz gegen uns eingewandt: »Das Kapital ist ein blindes Fetischverhältnis unter Einschluß aller Beteiligten.« Die »Willenssubjekte« befänden sich »in der gemeinsamen Hülle einer bewußtlosen Willensform«. Auch wir seien im Fetisch gefangen (zweifellos, wenn dies alle Beteiligten einschließt), und weil das gesamte bewußtlose »Strukturverhältnis« »seine immanenten Gesetzmäßigkeiten ›hinter dem Rücken‹ der Beteiligten herausgebildet« habe, »kann logischerweise auch seine Krise nur ›hinter dem Rücken‹ der darin befangenen Subjekte entstehen«. Bis zu einem gewissen Grade, der später genauer bezeichnet werden soll, stimmt das. Aus heiterem Himmel läßt Kurz dann »über die Brisanz der Krise ... bürgerliche Sozialpolitiker, Manager, Banker und Sparkassendirektoren besser Bescheid (wissen) als sämtliche Restlinken zusammengenommen« und behauptet, »die Transformation der gesellschaftlichen Konfliktformulierung« – und zwar deren »neue Qualität«, die »quer zur bisherigen verläuft« – werde »durch alle Großinstitutionen des warenproduzierenden Systems hindurchgehen, durch Gewerkschaften, Management, Kirchen etc., und somit nicht zuletzt auch durch die ›Politik‹ und durch das Parteiensystem«. Die Menschen in allen diesen offiziellen Institutionen des Staates, des Kapitals und der ideologischen Zentren befänden »sich nicht außerhalb des Krisen- und Bewegungsprozesses, und sie sind angesichts des jetzt unausweichlichen Aufhebungsprozesses nicht mehr qua Systemfunktion eisern festgelegt« (»Krisis«). Aus der gemeinsamen Hülle der Bewußtlosigkeit ragen plötzlich Pastoren,

Sparkassendirektoren, CDU- und SPD-Politiker als Subjekte einer »Aufhebung« heraus, fähig zu qualitativ neuer Krisenanalyse und Konfliktformulierung, keineswegs mehr qua Systemfunktion festgelegt auf den Kapitalismus. Nur die Restlinken sollen ein für allemal »Komparsen des postpolitischen gesellschaftlichen Simulationstheaters« bleiben, und ihr »Kapitulantentum« soll »unter der dünnen Haut des platten ›Antifaschismus‹ und ›Antinationalismus‹ ... zum Vorschein« kommen.

Warum sind Sparkassendirektoren und Manager, die in permanenter Konkurrenz täglich siegen müssen, oder Pastoren, denen eine Krisenanalyse am Arsch vorbei geht, auf einmal so schlau und vor allem nicht mehr auf das System festgelegt, dem sie doch gleichwohl dienen? Der Nonsens wäre nicht der Rede wert, hätten wir nicht mittlerweile erfahren, daß linke Kreise die These, sie selbst seien restlos verblödet, während Kaufhofmanager den Schleier der warenfetischistischen Moderne zerrissen hätten, tatsächlich ernsthaft schulen. Kurz selber klärt uns über den Zweck seines theoretischen Eiertanzes auf. Er braucht die Versöhnung der Unterprivilegierten mit den nationalen Führungsschichten für das politische Ziel, das er anstrebt. Es wäre »ein Irrtum, diese neue ... Anforderung« an die Gesellschaft »als abstrakte Negation ... begreifen zu wollen«, »mit Sicherheit kann es sich nicht um eine Verlängerung der alten, immanenten Konstellation des ›Klassenkampfs‹ handeln«, und »keineswegs« sei die Linke »privilegiert als Träger einer zu entwickelnden Aufhebungsbewegung«, denn: »Es handelt sich um eine Anforderung an die Gesamtgesellschaft, die sich in den bisherigen Formzusammenhängen nicht mehr reproduzieren kann.« Der Angriff auf die Dialektik, der in solchen Sentenzen steckt, äußert sich zum einen darin, daß Negation als abstrakt und Klassenkampf als immanent entwertet wird, zum anderen darin, daß beides ebensowenig widersprüchlich erscheint wie die positiv besetzte »Gesamtgesellschaft«.

Kurz (ehemals MLPD) mag die PDS nicht, aber er teilt mit ihr nicht nur eine gemeinsame Vergangenheit (die MLPD verzieh allerdings der SED nie die Abkehr von Stalin), sondern auch den Versuch, sie durch einen extremen Wechsel vom »Klassenkampf« zur Reformulierung des Burgfriedens vergessen zu machen. Beide eint zudem die apokalyptische Begründung ihrer Positionswechsel. Für Kurz erzwingt der Zusammenbruch der Reproduktionsfähigkeit, für die PDS die Bedrohung des Überlebens der Menschheit eine banale Versöhnung mit den Herrschaftsverhältnissen. Der PDS-Vorstand will »zu einem neuen Gesellschaftsvertrag gelangen, der neue Fundamente für eine Lebensweise des 21. Jahrhunderts schafft ... Da es um das Überleben von Gesellschaften geht, wird es trotz aller Widersprüche zwischen Klassen, Schichten und Gruppen der Gesellschaft ohne eine neue Übereinkunft zwischen ihnen keine veränderte Entwicklungsrichtung in der Produktions-, Konsumtions- und Lebensweise geben.« Der Alterspräsident des Bundestages, Stefan Heym, unterbreitete seinen erstaunten Parlamentskollegen folgerichtig den Vorschlag einer »großen, bisher noch nie dagewesenen Koalition ..., einer Koalition der Vernunft, die eine Koalition der Vernünftigen voraussetzt«. Damit ist ihm der beeindruckendste Aufruf zur Überwindung des Parteiengezänks seit Heinrich Lübkes Vorschlag einer Allparteien-Koalition zur Abwehr des Kommunismus gelungen. Heyms Ansinnen: »Die Menschheit kann nur in Solidarität überleben. Das aber erfordert Solidarität zunächst im eigenen Lande: West-Ost-Unten-Oben-Reich-Arm« kam einem Aufruf zur Restituierung der Volksgemeinschaft gleich, der selbst der äußersten Rechten den Boden für Kritik entzog. Ein positiver Bezug auf die deutsche Gesamtgesellschaft läßt sich nämlich nur herstellen, wenn das Bewußtsein der Deutschen schöngeredet wird. Und so gibt es hierzulande für die PDS »ein beträchtliches und stabiles linksoppositionelles Potential ... In Ostdeutschland gehören dazu mehr als 50, in Westdeutschland etwa 30 Prozent.« Bei so vielen feinen Menschen darf diese Nation dem Rest der Welt sein Glück einfach nicht länger vorenthalten: »Deutschland muß sein großes politisches und ökonomisches Gewicht in der Weltpolitik auf neue Weise einbringen« (PDS-Vorstand).

Auch für Kurz hat die deutsche Vergangenheit ihren Schrecken verloren. Barbarei, behauptet er munter, werde in diesem Lande nie wieder vorkommen, nur »die Amerikaner« glaubten, »in den Krauts immer noch eine zähnefletschende Großmachtbestie« sehen zu müssen, »die diese beim besten Willen nicht sind«. Indem Kurz als rätselhaft ausgibt, daß die US-Amerikaner (gewissermaßen als übriggebliebene Unbelehrbare) dem deutschen Imperialismus, der akut an nichts so stark arbeitet wie an einer Revision seiner Geschichte, dem Ausbau seiner Kriegsmacht, der Ausdehnung seiner Interessenssphären (auch mit Hilfe völkischer Propaganda) und der Stimulierung einer vaterländisch motivierten Opferbereitschaft für (Kriegs-)Einsätze zur Stärkung seiner globalen Position, auch weiterhin Großmachtinteressen unterstellen, verschafft er sich die Legitimation, alle Linken, die gegen diese künstliche Verrätselung etwas einwenden, als »winselnde Prowestler« – also als Kollaborateure der USA – zu denunzieren. Die nicht zu leugnenden »nationalistischen Parolen und Exzesse« in Deutschland seien nur »ein Nachzucken der gesamtgesellschaftlich schon toten nationalistischen Gefühlswelt ... für viele Jugendliche handelte es sich wohl eher um Provokationsspielchen gegen verknöcherte SED-Elternhäuser mit angestaubter antifaschistischer Tradition«. Das von Kurz gewählte Bild zitiert die zahlreichen Reportagen der Bürgerpresse, in denen die Nazis stets jung sind (sie müssen sich noch austoben), kaum politische Überzeugungen verfechten und daher mit Linken, die eigentlich auch nur die ältere Generation erschrecken wollten, gleichgesetzt werden. »Die Zeit« wußte: »Über dem ehemaligen Hundeheim von Weimar weht die Reichskriegsflagge. Eine Provokation, wie die Anarchistenfahne in der Innenstadt ein Sinnbild des Protests ...«

Dieses Verständnis fürs rechtsradikale Agieren hat sich über die Assoziationskette »Protest«, »Provokation« oder »produktive Kraft« tief in die Gedankenwelt von bürgerlichen Intellektuellen, aber auch von Linken eingegraben, wie wir später zeigen werden. »Weder objektiv noch im Bewußtsein der Subjekte«, sagt Kurz, habe »ein neuer Nationalismus ... die geringste Chance.« Was meint Kurz zur »Ausländerfeindlichkeit«? »Ironischerweise«, sagt er, »gibt es in Ostdeutschland kaum Ausländer ... die Sachsen müßten sich schon gegenseitig als Ausländer definieren, um in ausreichendem Maße pogromfähig zu werden.« Und der Antisemitismus? »Für antisemitische Pogrome müßten (wir ahnen: auch hier wird es zuwenige geben) sich die Deutschen heute, da auf diesem Gebiet ihre Vorfahren schon ganze Arbeit geleistet haben, wiederum selber gegenseitig als Juden definieren.« Und was ist mit Rassismus? »Etliche Lokalfunktionäre der Republikaner sind selbst mit Türkinnen und Philippinas verheiratet, was auch dann in der Ausländerfeindlichkeit Brüche erzeugen muß, wenn die Ehe über ... Vermittlungsinstitute zustande gekommen sein sollte ... längst haben die quasi-rassistischen Ossi-Witze die einschlägigen Türken-Witze abgelöst.«

Kurz' Gewissen ist in einen Abgrund gefallen, seine Worte sind bloße Propaganda. Transportiert der neckische Scherz, den Preußen und Bayern miteinander treiben, dieselben Emotionen und Wirkungen wie Judenwitze? Wenn Deutsche sich in Manila Mädchen und Jungen kaufen oder eine »Philippina« nach Deutschland importieren, entstünden Brüche im Rassismus? Wie sich die Argumente gleichen: Der Soziologieprofessor Karl Otto Hondrich, ein »Experte« für »völkische Identitäten«, hat den hiesigen Eliten vorgeworfen, sie gingen »eine latente Koalition mit den Ausländern ein ... gegen das Volk, ... das sich von ihnen bedrängt sieht«. Als Beweis stellte er einen netten Eidgenossen vor, der gegen die Beschäftigung eines Migranten in seiner Arbeitsgruppe kämpfte, der aber seine Weltoffenheit bereits dadurch unter Beweis gestellt habe, daß er mit einer »Philippinin« verheiratet sei. Nach Kurz' zynischer Ansicht müßte jeder Besuch in einem Bordell, in dem schwarze Frauen wie Frischfleisch angeboten werden, den rassistischen Konsens brechen, und es müßte noch rückwirkend als Beitrag zur Bekämpfung von Vorurteilen uminterpretiert werden, daß mancher Plantagenbesitzer seine Sklavinnen ins Bett zwang oder – als Auserwählte – für sich kochen und die Kinder hüten ließ.

Pogrome und Synagogenbrand kämen mangels Anwesenheit von Schwarzafrikanern, Türken und Juden nicht in Frage? Die Gründlichkeit des Antisemitismus äußert sich hierzulande noch immer darin, daß ein Drittel der Deutschen keine Juden zu Nachbarn haben möchte, und der allgemeine Rassismus kommt noch immer darin zum Ausdruck, daß rund 50 Prozent der Bürger meinen, es gebe zu viele Ausländer im Lande. Mit steigender Tendenz. Und während Kurz gegen »das Seniorenheim der ehemaligen linksradikalen Bewegung« wütet und im »weinerlichen« wie »tragikomischen« Antifaschismus und Antinationalismus »Kapitulantentum« zum Vorschein kommen sieht, feiert ein literatur-, theater- und politiktreibender Troß von Deutschen seinen Ernst Jünger, der, wenn er noch so könnte, wie er damals wollte, mit einem Sektglas in der Hand über ein KZ-Gelände flanieren würde (norddeutsche Feuerwehrverbände fanden das derart anregend, daß sie im KZ Neuengamme ihre Jahresfeier abgrölten), und der schon früh geschrieben hatte: »Die echte Revolution hat noch gar nicht stattgefunden, sie marschiert unaufhaltsam heran ... ihre Idee ist die völkische, zu bisher nicht gekannter Schärfe geschliffen, ihr Banner das Hakenkreuz, ihre Ausdrucksform die Konzentration des Willens in einen einzigen Punkt – die Diktatur! Sie wird ersetzen das Wort durch die Tat, die Tinte durch das Blut, die Phrase durch das Opfer, die Feder durch das Schwert ...«

Aber Jünger sei ein Großer, sagen Intellektuelle, während Historiker die deutsche Vergangenheit relativieren, während Naziorganisationen aufrüsten, Horden von Sachsen Ausländer jagen, wo immer die sich blicken lassen, und andere Landsleute Synagogen und türkische Läden in Brand setzen. Gerichte sprechen Naziführer frei, weil die stramm zu ihrer Gesinnung stünden. Polizisten sammeln Schwarzafrikaner ein, um an ihnen Scheinhinrichtungen zu vollstrecken. Frauen kriegen wöchentlich zu hören, daß die spätere Rente sich mit der Kinderzahl nicht rechne, die Vergewaltigung in der Ehe wird von der Bundestagsmehrheit als Männerrecht sanktioniert, und die Gentechnik brütet »biologische Unwerte« in Menschen aus. Die Hauptstadt erhält nationale Symbole, und die Nation selber arbeitet intensiv an ihrer Kriegsführungsfähigkeit. Im Zentrum der Feierlichkeiten zum 8. Mai 1995 stehen die Tilgung der Scham und die Renaissance des Deutschnationalen. Für einen weiteren Eingriff der europäischen Hegemonialmacht in den Lauf der Geschichte wird an ein »Volk« appelliert, »das nicht mehr den gebeugten Gang des Sträflings der Weltgeschichte geht, sondern den aufrechten Gang bewußter Bürger, die stolz sind, daß sie Deutsche sind« (Franz Josef Strauß). Das den Deutschen nach 1945 zur zweiten Natur gewordene und psychotisch gewendete Selbstverständnis als Opfer wird wieder scharf gemacht: Der Generalinspekteur der Bundeswehr, Klaus Naumann, appelliert an die Psychose: »Zum ersten Mal in diesem Jahrhundert (leben wir) in einer Lage, in der wir keiner existenzgefährdenden Bedrohung ausgesetzt sind ... Zum ersten Mal seit 300 Jahren, seit den Tagen Richelieus, ist Deutschland nicht mehr Gegenstand externen Drucks von Ost und West, sondern Akteur.«

So wird selbst Auschwitz nachträglich zu einer Selbstverteidigungsmaßnahme der Deutschen gegen das »Weltjudentum«. Naumanns Aussage impliziert darüber hinaus, daß Deutschland die Chance, einmal Akteur sein zu können, auch in ein entsprechendes Agieren umsetzen müsse, damit es nie wieder einen Rückfall in die letzten 300 Jahre gebe. Zwar hat es Proteste gegeben gegen den Feuerwehrball auf dem Neuengammer KZ-Gelände, der, als behördlich genehmigter, wie die erste legale Schändung eines jüdischen Friedhofs oder einer Gedenkstätte wirkte. Schließlich muß – Export, Export! – doch

noch ein wenig an die Wirkung derartiger Veranstaltungen im Ausland gedacht werden, und immerhin sind 50 Jahre US-Umerziehung bzw. ›staatlich verordneter‹ Antifaschismus der DDR nicht an allen Deutschen spurlos vorübergegangen. Doch nimmt die Rücksicht aufs Ausland rapide ab, und die Emanzipation vom »Amerikaner« erfolgt heute nicht antikapitalistisch, sondern deutschnational. Und wenn in Italien gleich zweierlei Faschisten an der Regierung getestet werden, in belgischen Großstädten faschistische Parteien schon mal auf 30 Prozent, in Österreich und im Elsaß auf 20 Prozent kommen, verschönert das nicht die Lage hierzulande, sondern weist auf eine europaweite Regression hin, die sich gegenseitig vorantreibt und in der ein Wettbewerb schwelt, wer politisch erfolgreicher und skrupelloser sein wird.

Wie stellt sich Robert Kurz, der kein Einzelfall, sondern nur ein prägnantes Beispiel für die Regression vieler Linker ist, im Vorprogramm der laufenden Revisionsfeierlichkeiten zur deutschen Geschichte? Nur wer den Nationalsozialismus fälschlicherweise ablöse von der »vom Westen ausgehenden Basisidentität«, schreibt er, verschaffe sich »die Möglichkeit ..., großspurig gegen das Geschichtsphantom ›Deutschland‹ anzutreten ... Damit wird eine spezifische historische Konstellation, die niemals wiederkehren kann, geradezu geschichtsphilosophisch verallgemeinert und legitimatorisch zurechtgebogen« (»Krisis«). Dabei sei doch auch ein »Henry Ford ... glühender Antisemit« gewesen – »(sein Bild stand auf Hitlers Schreibtisch)« – , »und die Geschichte des Antisemitismus in der ... Sowjetunion kommt erst jetzt langsam ans Licht« (KONKRET 4/95). Wie das »Geschichtsphantom« Deutschland sind auch die anderen Antisemiten gewesen, weil »es sich hier um ein gemeinsames häßliches Epochenmerkmal in der Durchsetzungsgeschichte der abstrakten Arbeit handelt«. Zwar entlaste dieses Epochenmerkmal »nicht im geringsten Deutschland von der Singularität des Holocaust«, dennoch will Kurz uns zu einer Entscheidung zwingen: Entweder war der Nationalsozialismus deutscher Abstammung oder eine Hervorbringung der westlichen Zivilisation. »Entscheidend dabei ist, ob der Holocaust ein Produkt der besonderen deutschen Geschichte oder ein Produkt des warenfetischistischen Modernisierungsprozesses in Deutschland war.« Wichtig ist Kurz, sonst wäre sein »Entweder-Oder« sinnlos, uns die westliche Moderne als die entscheidende Ursache nahezulegen. »Den Holocaust von der Logik der warenproduzierenden Moderne abzutrennen«, dazu neige nur der »demokratische halbe Antifaschismus«. Der Hinweis auf Henry Ford soll suggerieren, daß der moderne US-Amerikaner Hitlers Souffleur war. Konsequent empfiehlt uns Kurz, eine »wirklich aufhebende Kritik des Westens und seiner Kategorien zu mobilisieren«, denn »das allein« wäre »die Sühne und Aufhebung der deutschen Geschichte, und nicht die ... winselnde Prowestlichkeit.«

Nun verstehen wir besser, weshalb Robert Kurz die Singularität des Nationalsozialismus in einem Epochenmerkmal verschwimmen lassen mußte. »Die nationalsozialistische Vernichtungspraxis wird ... als direkte Folge der Moderne dargestellt. Übrig bleibt ein konventionelles ... Weltbild von einem großen bösen Urheber, der die Verbrechen einer totalitären Moderne ins Werk setzt« (Detlev Claussen). Es geht auch und gerade dann entscheidend um deutsche Geschichte – deutsche Autorität und Gefolgschaft, deutsche Massenpsychose, deutsche Bürokratie bei der Errichtung der Lager und beim Transport der Menschen quer durch Europa in die Mordfabriken, deutschen Übermenschen-Rassismus als Stimulus der Welteroberung, deutsche Verfügung über Frauen als »Gebärmaschinen«, deutsche Vernichtung von »unproduktivem« Leben – , wenn der Schritt in die Moderne so und nicht anders und nur in Deutschland geschehen wäre. Warum hatte das »gemeinsame Epochenmerkmal« in den westlichen Demokratien keine nur annähernd ähnlich grauenvollen Folgen, und weshalb unterschied sich der Nationalsozialismus darin sogar noch von anderen faschistischen Regimen? Der Wahn, auch das letzte auf der Welt noch lebende jüdische Kind zu ermorden, um sie von einem imaginären Übel zu befreien, die Anstrengung, zu diesem Zweck ein kollossales industrielles Netzwerk mit einer ebenso kollossalen Administration zu errichten, läßt sich aus dem Fordismus nicht erklären, und sei der noch so modern – genausowenig wie die Tatsache übrigens, daß die Deutschen nach Auschwitz zur Tagesordnung übergingen, als wäre nichts geschehen. Wenn die Vernichtung für unwert gehaltenen Lebens auch eine Basis im marktwirtschaftlichen Darwinismus und einer das Individuum verachtenden Zwecksetzung gehabt haben mag, und wenn die Mordmaschinerie sich auch der modernen Technik bediente, gehörte zur Ausführung der nazistischen Menschheitsverbrechen doch immer noch eine vollständige Negation jener demokratisch-zivilisatorischen Standards, die zu den Kategorien des Westens zählten und die in Deutschland nicht gelernt bzw. ausgeschaltet worden waren. Das hat ausschließlich mit deutscher Geschichte zu tun und ist weder Henry Ford noch den Marx Brothers anzulasten. »So wenig ... Hitler als Schicksal dem deutschen Nationalcharakter zuzuschreiben ist, so wenig zufällig war doch, daß er in Deutschland hinaufgelangte« (Adorno).

Aktuell brisant wird die Sichtweise von Kurz und ähnlich denkenden Linken dadurch, daß sie im Chor mit den deutschen Staatsführern die deutsche Geschichte entlasten, indem sie die Verantwortung für diese auf ein epochales Abstraktum übertragen, dem doch alle gleichermaßen zum Opfer gefallen seien: der Krieg als solcher, die Moderne als solche, die globalen Wirrnisse. Kurz spielt falsch. In seinem Buch *Honeckers Rache* hatten die »kapitalistischen USA« noch eine »offenere Kultur hervor(gebracht)«. Mit ihrer Hilfe habe »Adenauer« seinerzeit »die Verwandlung der BRD in eine offene Weltmarktdemokratie eingeleitet«, während die Bedrohung aus dem Osten kam. Von dort wucherte »das autoritäre, rückständige, militarisierte Bewußtseinspotential der ehemaligen DDR«. Vor gar nicht langer Zeit war für Kurz »der Honecker-Staat ... noch lange nicht überwunden«, das »Stasi-Syndrom«, fürchtete der Apokalyptiker, könnte sich »umdrehen ..., um in die westlichen Apparate hineinzuwuchern.« Es ist schon kurios, daß eine warenfetischistische

Moderne einerseits den Nationalsozialismus besorgt und andererseits durch ihre offene Kultur eine endgültige Befreiung von Nationalismus und Rassismus bewerkstelligt haben soll, so daß sie sogar vor der Stasi beschützt werden muß. Unter dem Strich bleibt bei Kurz nur eine Konstante: Das schöne Deutschland wird mal aus dem Osten, mal aus dem Westen bedroht. Gegen wen es geht, bestimmt der Zeitgeist, deren Interpret Kurz ist. Fürs nächste Buch böte sich die Mafia an.

Die Mobilisierung gegen die Kategorien des Westens und der Moderne als Sühne für die deutsche Geschichte anzubieten, ist schamlos. Kurz sollte sich umsehen, mit wem er da in einem Boot sitzt. Botho Strauß schöpft aus seiner Feindschaft zur westlichen Zivilisation, Rainer Zitelmann plagt die »Utopie einer Totalwestintegration Deutschlands«, Ernst Jünger sieht das »weiße Laster im Zwang zum ›Automatismus‹ in der Moderne« (Klaus Theweleit in KONKRET 4/95), und die »Junge Freiheit« hat den westlichen Hedonismus als Hindernis für die Selbstfindung der Deutschen entdeckt. Weitere Plätze für Intellektuelle hat Antje Vollmer bereits reserviert. In einer Verteidigungsschrift für Botho Strauß dröhnte sie dumpf: »Dieses Land braucht ... eine gesellschaftliche Schicht, die sich für das Zentrum der Republik, für seine Kultur und Identität verantwortlich fühlt.«

Während die Kurz-Linken sich in das allgemein Ge-forderte einfügen und als Subjekt der »Aufhebung«und »Konfliktformulierung« den Sparkassendirek-tor hochleben lassen, während Proletariat und Linkesich angeblich rettungslos in den Fallstricken der warenfetischistischen Moderne verheddert haben, ist in autonomen und anderen Teilen der Linken – rechtzeitig zum 50. Jahrestag der Befreiung vom Nationalsozialismus – der Streit über den strategischen Schwerpunkt linker Politik entbrannt: Wie halt ich’s mit dem Proletariat, speziell – weil wir hier wohnen – mit dem deutschen? Hat sich linke Politik mit Bezug auf das Gesamtproletariat mehr um die soziale Frage zu kümmern, oder stehen politische Kategorien wie Antinationalismus und Antirassismus im Vordergrund? Rüstet sich das Subjekt gerade zu revolutionären Großtaten, die von einer lethargischen Linken schlicht verpaßt würden, oder befindet es sich in einer dem deutschen »Gemeinwohl« dienenden Agonie und bildet dabei einen aggressiven deutschnationalen Flügel aus? Nimmt linke Politik heute in erster Linie Maß am Bewußtsein, wie’s nun mal ist, oder an einer soziologischen Klassenanalyse?

Einig sind sich die neuproletarischen mit den Kurz-Linken nur in ihrer Abneigung gegen Antifaschismus und Antinationalismus. Grob betrachtet mutet der Konflikt etwas gespenstisch an. Strategisch lassen sich soziale Befreiung und elementare humanistische Freiheiten nicht gegeneinander ausspielen. Eine Überwindung der Entfremdung, der Ausbeutung, der sozialen Gängelung, der ewigen Drohung: »Versorgt wird nur, wer sich dem Ganzen fügt«, der weltweiten Unterversorgung, der Kriege ist wesentliches Element der Befreiung, auch wenn sie andere Elemente, wie das mehrtausendjährige, in Kopf und Psyche geschweißte Patriarchat noch nicht erfaßt hätte. Ohne die Überwindung von Ethnozentrismus, Rassismus und Patriarchat läßt sich sinnvoll von sozialer Befreiung nicht sprechen, weil mit der Ignoranz gegenüber der Unterdrückung von Frauen und der Stigmatisierung von Menschen, die nicht der »eigenen Nation« zugerechnet werden, weit mehr als die Hälfte der Bevölkerung von Freiheit wenig spüren würde. Andererseits aber könnte ohne den permanenten Einsatz für eine soziale Befreiung auch eines der Fundamente, auf denen projektiver Rassismus und Gewalt gegen Frauen basieren, kaum geknackt werden. Ohne die Überwindung des Nationalismus ließe sich wiederum gar nichts lösen, weil in ihm Soldatentum und Arbeitswut, soziale Unterwerfung und die Bevorzugung der eigenen Ethnie gegen den Rest der Welt gleichermaßen integriert sind.

Pauschale Bedienungsanleitungen für eine linke politische Praxis lassen sich kaum schreiben. Wer wollte einer Frau, die belästigt oder geschlagen wurde, empfehlen, sie sollte die Lohnerhöhung bei Airbus wichtiger nehmen? Wer wollte gerade einem Mordanschlag Entronnenen nahelegen, sich für ein Jugendzentrum der Neonazis einzusetzen? Wer wollte Juden, deren Synagoge in Brand gesteckt wurde, ernsthaft einreden, eine Bekämpfung des antisemitisch wütenden Deutschtums würde nur von der sozialen Frage ablenken? Wenn das Leben auf dem Spiel steht, ist die soziale Frage existentiell gestellt. Entscheidend aber ist, wie sie gestellt wird. Ist überhaupt eine elementare Befreiung das Ziel, oder will man sich unter ihrer Vorgabe bloß mit den häßlichen Eigenheiten des heutigen Proletariats gemein machen? Was meint jemand, der anläßlich der revisionistischen Feiern zum 8. Mai die soziale Frage wichtiger findet, als gegen dieses Vorhaben anzugehen? Wer die soziale Frage gegen Aktivitäten in Anschlag bringt, die für Menschen, die stigmatisiert und verfolgt werden, die Bedrohung mindern sollen, ist verdächtig, nicht wirklich Befreiung zu meinen, sondern Bedingungen für sich herstellen zu wollen, die ihm das Mitschwimmen im Mainstream erleichtern.

Nicht immer ist zu unterscheiden, ob das Primat der sozialen Frage tatsächlich ernst gemeint oder nur vorgeschoben ist, um andere Überlegungen zu decken. Die Übergänge sind fließend. Am Anfang steht oft das Verständnis für die pauperisierten Nazis, weil sie als schwerster Brocken dem gesuchten Bündnis mit der neuen Proletarität im Wege liegen. Bis zu nationalbolschewistischen Avancen geht ein autonomes »AutorInnenkollektiv« in den »Materialien für einen neuen Antiimperialismus Nr. 5«. Es verkündet: »An der Konfrontation links gegen rechts kann uns nicht gelegen sein. In der Gewalt der Zukurzgekommenen sehen wir eine Form der proletarischen Selbstfindung unter schlechten Emblemen«, allerdings mit »produktiver Bedeutung«.

Wer in der Ermordung von Schwarzen, der Erschlagung von Berbern, dem Abbrennen von Häusern, in denen türkische Familien wohnen, in Synagogenbränden und der Schändung jüdischer Gräber sowie ehemaliger Konzentrationslager eine produktive Bedeutung erkennt, dort also den Konflikt nicht sucht, der läßt Pogrome aus Überzeugung zu. Hier verdeckt die soziale Phrase nicht einmal mehr die tief empfundene Verbrüderung mit den Nazis. Das Einfallstor für derlei Neigungen ist oft eine falsche Sympathie für die Zukurzgekommenen. Der Sündenfall reicht weit zurück. Schon 1923 erklärte die KPD: »Wir sind überzeugt, daß in den nationalistischen Volksmassen die große Mehrheit aus ehrlich fühlenden und überzeugten Menschen besteht, die irregeführt sind.« Jemand, der irregeführt oder sonstwie davon überzeugt ist, daß er für Deutschland in den Krieg ziehen und Juden ermorden sollte, hat schon damals möglicherweise ehrlich, jedenfalls aber barbarisch gefühlt. Den fürchterlichen Absichten der Nazis noch edle Motive zu unterstellen, kann diese in ihrer Haltung nur bestärken. Viel schwieriger zu beantworten ist die Frage, wie sich bei der KPD das taktische Verhältnis zu den nationalistischen Massen mit der eigenen Anfälligkeit für Einsätze zugunsten der Nation mischte. Die Programme der frühen 30er Jahre für eine »nationale Befreiung« Deutschlands und gegen das »Versailler Diktat« waren doch wohl aus inniger Überzeugung geschrieben worden, so daß der Hinweis auf falsche taktische Manöver auch eine entschuldigende Unterstellung sein kann.

Den Nazis, die auch heute »aus dem Volk« kommen, nach Hitler und Auschwitz zugute zu halten, sie wollten »eigentlich« etwas, wofür auch Linke Herz und Verstand einsetzen, ist unentschuldbar. Der Bund Westdeutscher Kommunisten (BWK) etwa will aufzeigen, »daß die Faschisten nicht in der Lage sind, die Versprechen gegenüber ihren Anhängern einzuhalten«. Aber was wäre denn, wenn sie ihre Forderungen nach »Ausländer raus!« oder der »Todesstrafe« zur allgemeinen Zufriedenheit ihrer »ehrlichen« Anhänger verwirklichten? Als in Lichtenhagen die Parole ausgegeben wurde: »Ausländer sind die falsche Adresse, haut den Politikern auf die Fresse« wurden die Täter damit geradezu kumpelhaft darauf hingewiesen, daß ihr Zorn verständlich, bloß ihr Adressat nicht der richtige sei.

Auch K.H. Roth bemüht sich immer wieder, etwas Fruchtbares im Rassismus der Unterklassen aufzuspüren: »Ich meine also, es gibt so etwas wie einen plebejischen oder subproletarischen Rassismus, der sehr ambivalent ist«, in dem also auch etwas Gutes stecken müßte, »der dann in der Phase danach von den neofaschistischen Organisationen unterwandert und auch vom Rassismus der Regierung und der Asylgesetzgeber benutzt worden ist, der aber seine eigene Qualität hat und der zunächst einmal mit einer faschistischen Revolte in diesem Sinne nichts zu tun hat.« Worin nun liegt die bessere Qualität des plebejischen Rassismus, der für Nazis und Regierung so leicht abrufbar ist? »Der von den ›neuen Bundesländern‹ ausgehende dramatische Pauperisierungsprozeß«, schreibt Roth, »führt mehr und mehr zu gewalttätigen Protestformen, die sich überwiegend innerhalb der zerklüfteten neuen Massenarmut entladen.«

Der grundsätzliche Irrtum liegt in der Annahme, Pogrome seien eine Protestform, ob nun irregeleitet oder unter falschen Emblemen. Rassistische Gewalttaten sind Manifestationen eines höchst autoritären, unterwürfigen Charakters. Die Täter schreiten zur Tat, weil sie eine positive Sanktion durch die Autoritäten – Staatspolitiker, Eltern, Stammtisch, Polizei, Naziführer – erwarten können. Die Ermordung eines gesellschaftlich Schwächeren ist nicht Ausdruck von Protest und Aufstand, sondern Zeichen eines totalen Sich-Fügens, weil die Opfer von oben zur allgemeinen Verfolgung freigegeben wurden. Nazis spitzen die vorgegebene Ordnung bloß am extremsten zu. Ihre Gewalt verlängert lediglich die des Staates zum selben Zweck. Die Linken, die darin Elemente des Widerstands ausgemacht haben wollen, würden vermutlich in der tagtäglichen Folterung von Schwarzafrikanern, Kurden, Fixern oder Berbern in deutschen Polizeirevieren keine produktive Bedeutung oder Protestform vermuten, obwohl der Unterschied kein wesentlicher, sondern nur einer der Uniformierung ist. Ein Ausdruck dieser Wesensverwandtschaft war der öffentliche Aufruf im Osten der Republik, der Pöbel solle sich – soweit arbeitslos – freiwillig zwecks uniformierter Kontrolle an der polnischen Grenze melden. Im übrigen sind Pogrome nicht nur ein Phänomen innerhalb der zerklüfteten Massenarmut. Unter den Nazis befinden sich Bankangestellte, Literaten, Historiker, Rechtsanwälte, Unternehmer *und* Proleten mit bepißten Hosen, und unter den Opfern befinden sich »normale« türkische Ladenbesitzer, Händler, Betende in Moscheen, denen durchaus ein gutes Einkommen zuzutrauen ist, ebenso wie arbeitslose Jugendliche.

Roth nimmt die häßlichen Gesinnungen der Proleten zur Kenntnis, um noch heftiger darauf zu beharren, daß die Linke sich aufs Gesamtproletariat beziehen müsse, obwohl es »immer schwerer« werde, wie er zugibt, »die in aller Häßlichkeit heraufziehende neue Proletarität in ihrer Gesamtheit ... als den nach wie vor primären Bezugspunkt von sozialistischer Politik anzunehmen«. In der Tat. Schwer ist es, linke Politik unter primärer Bezugnahme auf Nazihorden und Claqueure der Parole »Ausländer raus!« zu definieren, genauso schwer, mit ihnen Sozialismus zu machen. Gleichwohl, meint Roth, müsse das versucht werden: »Dessen ungeachtet bleibt aber jede antirassistische Initiative, die die ›soziale Frage‹ ausklammert und damit auf die strategische Fähigkeit verzichtet, sich grundsätzlich auf alle Schichten des neuen Proletariats zu beziehen, auf Sand gebaut.« Die Vorstellung, daß die Linke sich grundsätzlich auf alle Schichten des neuen – also wohl nichtfordistischen – Proletariats zu beziehen habe, ist erschreckend. Was bliebe von einer antirassistischen Initiative übrig, für die tatsächlich alle »prekären« Schichten – ohne Rücksicht auf den Stand ihres Bewußtseins – der vorrangige Bezugspunkt wären? Nichts! Sie müßte sich auch positiv auf jene beziehen, die ihren Projektionswahn in der Verfolgung und Ermordung von Nichtdeutschen abreagieren. Sie müßte sich positiv auf jene beziehen, die das Kapital

auffordern, aus nationalen Erwägungen im eigenen Land zu investieren, statt den Franzosen Arbeitsplätze anzubieten. Sie müßte sich positiv auf jene beziehen, die bereit sind, für die Vision eines Arbeitsplatzes mit dem deutschen Kapital gegen das japanische oder US-amerikanische zu ziehen. Sie müßte sich positiv auf jene beziehen, die schon gar nichts davon halten, von den durch Unterwerfung und Mord in den Metropolen angehäuften Werten wenigstens einen Teil in die ausgeraubte Peripherie zurückzuverteilen. Sie müßte sich positiv beziehen auf jene, die in der Nachbarschaft keinen Juden sehen wollen und die aus solchen und anderen Gründen mit Linken rein gar nichts zu tun haben wollen.

Würden antirassistische und antinationalistische Initiativen dieser Empfehlung folgen – sie könnten sich schon bei ihrer Gründung wieder auflösen. Antirassistische Politik zielt auf Befreiung, indem sie die auf Rassismus und Nationalismus basierende Gewalt gegen Menschen beenden, die ideologische Wand zwischen den ausgebeuteten Menschen weltweit einreißen und sich in Zeiten der politischen Regression selber Freiräume erhalten oder schaffen will. In dem gemeinsamen Wunsch, einander zu helfen und zu schützen, Menschen nicht ihrer Herkunft und ihres Geschlechts wegen zu minderwertigen Subjekten zu machen, steckt mehr Kommunismus als im sozialrevolutionären Geschwätz, um so mehr noch, als der antirassistische Kampf nur durch eine Schimäre substituiert werden soll. Ein Proletariat – oder wer auch immer – , das nicht sein nationalistisches, rassistisches und patriarchalisches Denken als eigenes Problem zu bewältigen versucht, wird nie zu irgend etwas anderem imstande sein können als zur Reproduktion der eigenen Unterwerfung, die ihr Ventil in der Verfolgung imaginärer Feinde hat. Sollte zufällig auf dem Stand eines solchen Bewußtseins ein Arbeiterstaat gelingen, hätte der mit einer befreiten Gesellschaft nichts zu tun.

Neben dem Verständnis für pauperisierte Nazis scheint es ein weiteres gemeinsames Merkmal der neuproletarischen Linken zu sein, durch Bejubelung des übrigen Proletariats sich selber Mut zu machen. Die hemmungslose Übertreibung dessen, wonach es das Proletariat angeblich gelüstet, klingt zwar nur wie das Pfeifen im Keller, dient aber dazu, antifaschistische und antirassistische Politik zu verunglimpfen. Die Gruppe um die Zeitschrift »Wildcat« etwa will erkannt haben: »Seit Bischofferode scheint die Lähmung in den Betrieben auch hierzulande überwunden zu sein.« Und weil die Kollegen dabei seien, ordentlich einen loszumachen, komme es »heute ... darauf an, daß wir mit diesen Bewegungen in Kontakt treten, daß wir uns nicht in linken Themen wie ›Anti-Faschismus‹ und ›Anti-Rassismus‹ einigeln, sondern auf allen Ebenen mit den sozialen Kämpfen verbinden«, besonders mit denen bei VW. Also werden dortige Kollegen zitiert: »Die Ideen der Mitarbeiter waren schon vorher da. Die Lopez-Leute haben die Weisheit auch nicht mit Löffeln gefressen ... Lopez umgeht das mittlere Management, bei VW ›Lähmschicht‹ genannt, und arbeitet direkt mit den Arbeitern zusammen ... Braunschweiger VW-Leute sagten: ›Die Gruppe geht wesentlich brutaler mit ihren Mitgliedern um, als es je ein Meister wagen würde ...« Wenn die Kollegen selber sagen, sie gingen miteinander brutaler um als früher der Meister mit ihnen, scheint ihr Bewußtsein perfekt präpariert zu sein für den Kapitalzweck, perfekter jedenfalls als in der alten Hierarchie. Aber »Wildcat« weiß selbst da noch einen Ausweg. Die »FAZ« habe geschrieben: »Würde allerdings nur ein Beschäftigter ... entlassen, so stellen Mitarbeiter von Lopez fest, wäre die Begeisterung, mit der die Beschäftigten sich bis jetzt beteiligten, schlagartig dahin.« Wieder erfahren wir vor allem, wie begeistert die Arbeiter die Intensivierung ihrer Arbeit betreiben, doch könnte es ja immerhin sein, daß ihre Begeisterung schlagartig dahin wäre, würde man sie zum Arbeitsamt schicken. Das wäre denkbar. »Wildcat« interpretiert deshalb das VW-Modell (vorübergehende Kurzarbeit und Arbeitsintensivierung, die spätere Massenentlassungen nicht ausschließt, und eine flexible Anpassung der Arbeitszeiten an die Auftragslage) als einen Zustand der Doppelherrschaft. »Die Idee bei VW« enthalte »daher sowohl Momente einer neuen Kapitalstrategie wie auch Momente von Arbeitermacht«. Die Macht der Arbeiter erkennen wir daran, daß »die Umsetzung der neuen Rationalisierungskonzepte bei VW gerade jetzt Fahrt bekommen zu haben« scheint.

Indem sie der VW-Belegschaft bescheinigt, dem »Wirtschaftsführer« bedingungslos – und begeistert! – bei der Verwirklichung seiner Interessen zu folgen, erklärt die Zeitschrift selber ihre »Arbeitermacht« zu einer Erfindung. Übrig bleibt von ihrem Text allein die Denunziation von Antifaschismus und Antirassismus. Gemessen daran, mit welcher Kühnheit K.H. Roth revolutionäre Prozesse erfindet, stecken die Leute von »Wildcat« allerdings noch in der Grundschule. Roth biegt gleich den gesamten Globus nach seinen Wünschen zurecht. Man könne schon heute feststellen, schreibt er, »daß sich Flüchtlinge, Schwarze, weiße Unterschichten und sozialrevolutionäre Linke in ihrem Anspruch auf elementare Lebensmittel kaum voneinander unterscheiden«, im übrigen würde das Finanzkapital bis zum Jahr 2.000 die Lebensverhältnisse überall auf der Welt angleichen. Demzufolge müßte der spezifische Nutzen entfallen, den sich ein Deutscher aus seinem Nationalismus gegenüber Nichtdeutschen ausrechnet. Aus der Lüge von der Angleichung erwächst eine weiße Selbstgefälligkeit: Wir leiden genauso wie die anderen! (Bevor Roth die Angleichung der Lebensverhältnisse erfand, hatte er ein anderes Konstrukt gewählt, um die Einmaligkeit deutscher Leiden herauszuarbeiten. Vor knapp zehn Jahren schrieb er: »Es gibt zweifellos gerade heute unendlich viel physisches Elend und Hunger in den drei Kontinenten. Aber die sozialpsychische Verelendung in diesem unserem Lande ist einmalig.«)

Je haltloser Roths Thesen sind, darin ähnelt er Kurz, desto üppiger wird ihr Vortrag. Schier alles auf der Welt mündet in den gleichen Bewußtseinskontext: der »Zusammenstoß zwischen gewerkschaftlicher ›job control‹ und ›schlanken‹ Fertigungslinien in den nordamerikanischen und südostasiatischen ›transplants‹ der japanischen Transnationalen, ... wie die

Kämpfe für die Agrargenossenschaften in El Salvador und die Zerstörung der südafrikanischen Apartheid, wie die ›sem terra‹-Bewegung der brasilianischen Landarbeitergewerkschaften, die mitteleuropäischen Arbeitsloseninitiativen und die Kampagnen der Prekären gegen die privatisierten Postunternehmen und die Zeitleihfirmen ... Sie werden ergänzt werden durch die Aufarbeitung der spezifischen Erfahrungen der ›selbständigen Arbeiter‹ Osteuropas im Kampf gegen sub-contract-Systeme ... die die bisherigen Debatten um den ›lavoro autonomo‹ in ungeahnte Dimensionen ausweiten. Voraussetzung ist allerdings die jeweilige lokale bzw. regionale Bündelung aller Aktivitäten des neuen Proletariats, um die grundsätzlich gleiche und nur quantitativ unterschiedliche Segmentation der deregulierten Arbeitsmärkte für ›Stammarbeiter‹, Prekäre, selbständige Arbeiter und Arbeitslose zu durchbrechen.« Alle diese neuen revolutionären Subjekte würden sogleich »mit dem internationalen Erfahrungsaustausch« gleichsam vernetzt werden. »Schon in einem sehr frühen Stadium« gehörten zu den »regionalen Aktivitäten ›from the bottom up‹... die Homogenisierung des Widerstands der Belegschaften der transnationalen Konzernkonglomerate. ... Beispielsweise könnten die überwiegend ›selbständigen‹ LKW-Transportarbeiter ... innerhalb kürzester Zeit die ›just-in- time‹-Ketten ganzer Gruppen von Konzernkonglomeraten lahmlegen ...« Da der behauptete Zusammenhang unwahr ist, soll die bombastische Sprache den Zuhörer zum Gläubigen machen, der, wollte er seine Zweifel anmelden, damit gleichzeitig zugäbe, ihm gehe es nicht darum, die revolutionäre Chance beim Schopfe zu packen. Vor der phantastischen Vision wird antinationalistische und -rassistische Theorie und Praxis zum unnötigen Rückzugsgefecht. »Wildcat« befand, Roths Text verdiene »dadurch die Aufmerksamkeit (von linksgewerkschaftlichen Betriebsgruppen bis hin zu autonomen Linken), daß er ... hoffnungsvolle Tendenzen ausmacht ... Ich denke, daß dort die eigentliche Attraktivität des Papiers liegt: Der Versuch, praktischen Mut aufzubringen ..., mit dem wir uns aus der miesen Stimmung der Nachwendezeit wieder herauskatapultieren können, um – Geschichte zu machen!«

Im Umgang mit derartigen Drogen hat der Anhänger der Vereinigten Sozialistischen Partei (VSP) seit Jahren Routine. Wie selbstverständlich wurde auch vor der letzten Tarifrunde der IG Metall »ein Arbeitskampf von bisher nicht gekanntem Ausmaß« prognostiziert, der selbstverständlich nicht stattfand. Aber darauf kommt es nicht an. Wen die Einsicht, gesellschaftlich marginal zu sein, depressiv macht, braucht periodisch die Dröhnung, man würde »auf die Artikulation der Interessen der ausgebeuteten und unterdrückten Bevölkerungsmehrheit insgesamt (!) gegenüber dem Kapital nicht verzichten«, nur weil »es in dieser Mehrheit Nationalismus, Wohlstandschauvinismus und mangelhaftes anti-nationales Bewußtsein gibt«. Letzteres wird, weil es einen Kater verursachen würde, schlicht verdrängt. Da sich trotz der breiten Zustimmung für Roths diesbezüglichen Vorschlag kein einziger »proletarischer Zirkel« gebildet hat, darf wohl unterstellt werden, daß der meiste Applaus dem wohligen Gefühl galt, mit diesem Volk nicht über Kreuz geraten zu müssen.

In einem Papier der Gruppe »mea culpa«, das eine längere Deutschlanddebatte im Autonomen-Zirkular »Interim« auslöste, wird das Hohelied des sozialen Erfolgs ebenfalls gesungen und der Kreis zum erwähnten Verständnis für alle Schweinehunde geschlossen. Antideutsche hätten »mal wieder« einen neuen Hauptwiderspruch entdeckt, schreiben die Autor/inn/en ironisch, »nämlich die Gretchenfrage des Antinationalismus, mithilfe derer natürlich in guter K-Gruppen-Tradition zuerst die Linke in gut und böse gespalten wird (um sich dann an die Spitze der neuen Bewegung zu stellen)«. Ohne daß irgendein Inhalt zur Sprache gekommen wäre, erscheint hier »Antinationalismus« schon deshalb als keines Gedankens wert, weil er erstens von K-Gruppen komme, zweitens nur deren Machtpolitik diene, drittens sogar schädlich sei, weil er die Linke in gut und böse spalte. Dieser Angriff auf den Intellekt genügt oft schon, um Vorurteilsbeladene zu überzeugen, die dann in Kneipen Schauermärchen über Kader verbreiten. Wer noch mehr wissen will, erfährt, daß Antinationalismus nur eine »moralische Empörung« sei, und: »wie in verschiedensten Analysen ... immer wieder richtig herausgestellt wurde, ist kaum anzunehmen, daß sich ein solcher Widerstand über kleine intellektuelle Zirkel hinaus ausweiten kann«.

Da es für sie offenbar zur Zeit nichts Furchterregenderes gibt, als mit Intelligenz und Moral in der Minderheit zu sein, setzt »mea culpa« auf eine große »gesellschaftliche Basis«, »an der uns, im Gegensatz zu den orthodoxen AntinationalistInnen, immer noch gelegen ist«. Wer keine unorthodoxe proletarische Basis hat, darf sich nicht wundern: »Daß das ›Nie-Wieder-Deutschland-Bündnis‹ von 1990 in unterschiedliche Klein- und Kleinstgruppen zerfallen ist, verwundert vor diesem Hintergrund nicht.« Wie aber muß die Gesinnung geartet sein, wenn die Masse mit der aus ihr resultierenden Politik einverstanden sein soll? »Nicht nur die ArbeiterInnen ... sind als Produkt ihrer Umwelt anzusehen, sondern die antinationalen KritikerInnen selbst, die sich außerhalb des gesellschaftlichen Geschehens wähnen. Die ›weiße Weste‹ schützt selbstverständlich nicht vor einem Eingebundensein in das weltweite Herrschaftssystem.« Die Leute von »mea culpa« haben hier – vielleicht nichtsahnend – die einzige überhaupt nur denkbare Philosophie für eine aktuelle Massenpolitik entworfen: Wir sind alle Schweine! So gerüstet treten sie jedem moralischen Anspruch entgegen: »Die geschichtlichen Erfahrungen widersprechen der These, daß Widerstand vornehmlich aus moralischen Erwägungen heraus entstünde. Vielfach scheint es umgekehrt zu sein. Geschichtlich gesehen hat sich kritisches Bewußtsein in der Regel erst in Folge von sozialen Kämpfen verbreitet.«

Ein derart plattes Vorurteil kann nur haben, wer sich um Geschichte einen Dreck schert. Da hatte sich die deutsche Arbeiterklasse aus der Erwägung, es solle ihr sozial besser gehen, ein ansehnliches Bewußtsein angeeignet, wurde als vaterlandsloser Geselle verfolgt, mit den Bismarckschen Sozialgesetzen bedient und rannte prompt Hals über Kopf für »Kaiser, Volk und Vaterland« in den Krieg gegen Franzosen und »böse Russen«. Schon vorher hatte Bebel erklärt, er würde, wenn das Vaterland ihn riefe, selbst gegen seine Genossen in Frankreich Krieg führen. 1914 geißelte die Sozialdemokratie Adel und Bürgertum, nur halbherzig in den Krieg zu ziehen, und schwor, in dem, was in der Stunde der Not fürs Vaterland getan werden müsse, werde »sich kein Prolet übertreffen lassen«. Wo verbarg sich da das kritische Bewußtsein, welches sich angeblich in sozialen Kämpfen verbreitet? Mit Hurra hatte die Klasse die soziale Frage erledigt – im Schützengraben und auf den Schlachtfeldern von Verdun. Die Sozialdemokraten ließen ihre Frauen die Volksküchen in Deutschland organisieren, auf daß die Heimatfront stabil bleibe, und waren so dem Vorrang der sozialen Frage vor der nationalen jedenfalls formal treu geblieben. Kurze Zeit später, zum Dank dafür, daß Hitler für Arbeitsplätze gesorgt hatte, und weil es galt, Deutschland von der »Fuchtel des Weltjudentums« zu »befreien«, zog man ein weiteres Mal in den Krieg. Trotz zwischenzeitlicher Revolutionsversuche wurde die soziale Frage abermals durch das Sterben für die Nation ersetzt bzw. auf das Minimum gebracht: ein Volk, ein Führer, eine Erbsensuppe – die freilich nicht an »Fremdarbeiter« ausgegeben werden durfte.

Wir sehen: Ohne Befreiung von nationalistischen Beschränkung ist an soziale Befreiung nicht zu denken. Ist der Verstand nationalistisch besetzt, geht Emanzipatorisches nicht mehr hinein. Mag sein, daß, wer für die Größe seiner Nation in den Krieg zieht, darauf hofft, ihm ginge es nach der Ermordung vieler »Feinde« besser. Eben darum aber ist die Forderung, sich vom Opfer erwartenden Gemeinschaftsersuchen der Nation zu lösen, nicht nur eine moralische, sondern eine existentielle.

Besonders aufschlußreich in der gegenwärtigen Debatte sind die Attacken gegen jegliche Form antinationalistischer Politik dort, wo sie jede Hemmung verlieren. Beliebt ist etwa die Unterstellung, Antinationalisten arbeiteten den Rechten in die Hände. Sie leisteten »unwillentlich« – das ist sehr großzügig formuliert – »einer neurechten ›Identitäts‹-Politik Vorschub. Solch ein falsch verstandener Antinationalismus ist, um mit Hannah Arendt zu sprechen, nur ›der Schatten, das Spiegelbild und auch das Produkt‹ des Nationalismus selbst.« Das, was »aus einem exklusiv verstandenen Antinationalismus folgen würde, dürfte daher nicht unwesentlich die Neue Rechte in ihrem strategischen Ziel unterstützen, zu einer Hegemonie innerhalb der Gesellschaft zu gelangen.« Oft kommt dieser Vorwurf auch in der Gestalt daher, daß eine antideutsche Politik die Ethnisierung der Konflikte verfestige. Die Negation der deutschen Herrschaftskultur und -geschichte als Bestätigung derselben? Wer die Umsetzung deutscher Großmachtinteressen, deren Erfolg zweifellos viele Proleten materieller Vorteile wegen gern sehen, behindern will, vergreift sich ethnisierend an den Deutschen? Hinter der These, Antinationalismus sei in Wahrheit Nationalismus, kann sich noch der Dümmste verstecken. Aber eine Politik gegen den deutschen Nationalismus steht schon per definitionem in diametralem Gegensatz zu ihm. Soweit sich an das »Deutschtum« Erwartungen knüpfen wie deutsche Siege, weltweite Kulturhoheit, Stigmatisierung des Undeutschen, soldatischer Männerwahn, Zementierung der Klassenverhältnisse per »deutschem Wesen« und »Gemeinsinn«, Sehnsucht nach einem Führer, Antisemitismus, Opferpsychose und ähnliche Verkümmerungen des Verstandes, bleiben Aufklärung und praktische Politik dagegen lebenswichtig. Sie stehen zugleich gegen jede Ethnisierung, weil sie mit der Negation des Deutschtums als eines besonderen Werts auch alle anderen Ethnisierungen negieren.

Mit dieser Auffassung geht die Beschwörung eines sozial bestimmten Subjekts nicht zusammen. Auch K.H. Roth mutmaßt, daß antinationale Politik den Rechten helfe. Er schreibt: »Auch die Neigung zu rechtsextremistisch gefärbten politischen Reaktionen wird zunehmen, solange nur die neue Rechte die neue soziale Frage thematisiert.« Wer die gute Konjunktur der neuen Rechten und ihre hegemonialen Aussichten schon im Vorwege einer falschen linken Strategie andichtet, hat moralisch ausgesorgt. Kein Arbeiter hört auf diese Fraktion, sie aber verkündet, sie hätte Großes vollbracht, wären da nur nicht jene Helfershelfer der Rechten gewesen. Welcher Sinn steckt in dem Hinweis, die neue Rechte werde erfolgreich sein, solange nur sie die soziale Frage thematisiere? Im Kern ist das eine Erfindung derer, die den Anhängern der Nazis plausible Gründe zudichten wollen. Es muß doch irgend jemand aufgefallen sein, daß die Rechte ihren Aufschwung mit der deutschen Wiedervereinigung und der Anti-Asyl-Kampagne nahm, die beide eine anhaltende enthemmende Wirkung hatten. Wer Naziparteien wählt oder Menschen erschlägt, kann schließlich auf keinen ökonomischen Vorteil hoffen. Im Namen der Nation wurde und wird dem Proletariat eine Verschlechterung seiner sozialen Lage zugemutet – als Opfer für die Deutschen im Osten, für die Attraktivität des Wirtschaftsstandorts, für die Sanierung der durch Sozialabgaben belasteten Profitrate, für kommende Kriegseinsätze. Die soziale Frage ist von rechts historisch im Sinne des Opfers fürs Vaterland entschieden. Jede soziale Verbesserung müßte gegen das nationale Kapital durchgesetzt werden, das aber in der Gestalt des schaffenden Wirtschaftsführers angehimmelt wird. Jedes propagandistische Versprechen auf diesem Gebiet endet im Verbot der Gewerkschaften und in der nationalen Arbeitsfront. Im übrigen versprechen die Nazis ihrem Anhang aktuell auch keineswegs eine soziale Besserstellung, sondern eine Verschlechterung des Lebensstandards infolge der Bekämpfung des westlichen Hedonismus.

Nicht nur die Nazis, auch die etablierten Herrschaftseinrichtungen versorgen die Gebeutelten heute wieder mit mehr Nation und ethnozentristischer »Größe« als Ausgleich für materielle Entbehrungen. Zur Scheinbefriedigung bieten sie ihnen an,

Flüchtlinge zu vertreiben und den Kreis derer, die statt Sozialhilfe nur noch Freßpakete erhalten und ihr Lager nicht verlassen dürfen, zu erweitern. Anhänger der Nazis, die nicht ertragen können, daß sie persönlich nichts zu erwarten haben, drängen darauf, daß andere herabgesetzt, vertrieben und ermordet werden. Rechtsradikalismus steht für das Versprechen, mit Ausländern derber noch als der Staat umzuspringen. Der Vorteil derjenigen, die sich auf ihr Deutschtum berufen, liegt darin, daß sie im insgesamt Negativen doch wenigstens nicht zu den Verfolgten gehören, es sei denn, sie wären schwul, obdachlos oder behindert. In dem Maße, in dem die Abwehrkräfte gegen rechte Gewalt schwinden, flüchtet sich daher eine steigende Zahl unterwürfiger Charaktere in die faschistische Umarmung. Daraus folgt politisch, daß diese Abwehrkräfte gesteigert werden müssen, statt daß man um Rep-Wähler mit der sozialen Frage buhlt. Nazisympathisanten, die selber für Deutschland allerlei zu opfern bereit sind und die sich eine größere Wohnung durch die Vertreibung einer türkischen Familie zu ergattern hoffen, eine Ersatzwohnung zu versprechen, prämiert die Bestialität.

Der Zeitraum, in dem manche Linke, mit denen wir 1990 noch gemeinsam die »Nie wieder Deutschland«-Kampagne gestalteten, ihre Positionen einer weitreichenden Revision unterzogen, ist recht kurz. Wenn wir heute noch einmal den Aufruf zur Antinationalen Demonstration vom 12. Mai 90 in Frankfurt lesen, der die Eskalation von Rassismus und Nationalismus im Falle der Wiedervereinigung ebenso prognostizierte wie eine aggressive Außenpolitik, und wenn wir uns vergegenwärtigen, daß die Wirklichkeit keineswegs glimpflicher verlief als damals erwartet, dann sind wir erschrocken über den Gesinnungswandel, den zahlreiche Unterzeichner vollzogen. Karl Heinz Roth hatte damals von der neuen deutschen Oststrategie gesprochen: »Überall bis in die Baltischen Sowjetrepubliken bieten sich neue Kollaborateure an: eine chauvinistische, antisemitische und klerikalfaschistische Intelligenzia ... Beherrscht es (das BRD-Kapital) Osteuropa, dann kann ihm niemand mehr die Vormachtstellung auf dem EG-Binnenmarkt streitig machen ...« Der neu entstandene deutsche Staat sei »eine Hülle der politischen Macht, die aus dem deregulierten Kapitalismus vor unseren Augen eine annektierende Hyäne macht«. Nur vier Jahre später ist ihm das völlig egal: »Es ist rich-tig, daß es weitgehend irrelevant ist, ob und wie die BRD jetzt Weltmacht geworden ist, weil sie in einem Kontext agiert, der von den internationalen Finanzmärkten und von 200 Weltkonzernen bestimmt wird.«

Es ist schwer, einen plausiblen Grund für solche 180-Grad-Drehungen zu finden. Vielleicht liegt er in einer Differenz, die wir schon damals hatten. Im Gegensatz zu anderen, die von einem starken Widerstand der »Volksmassen« träumten, beurteilten wir das gesellschaftliche Bewußtsein im Jahr der Wiedervereinigung nicht gerade euphorisch. Spürt man heute: »Wer die Gefolgschaft verweigert, ist als geistig vaterlandsloser Geselle verdächtig, ohne Heimat im Sein ...« (Adorno), und zieht daraus die Konsequenz, wenigstens ein bißchen mitzuschwimmen und – Schein einer Begründung – einen regelmäßigen Jubelbericht über den Aufstand der Proletarität abzuliefern? Arbeitertümelei war schon immer ein Vehikel für das Arrangement mit den Herrschenden. Menschen, die diese Gesellschaft radikal verändern wollen, müssen schon ertragen, daß sie einer gewaltigen Mehrheit verdächtig erscheinen. Wer aber die radikale Kritik an den Verhältnissen beibehält und sich gleichwohl zum Sprecher der »Volksmassen« aufspielt, bleibt solange eine tragikomische Figur, bis er den darin steckenden Widerspruch nach einer der beiden Seiten hin aufgelöst hat.

Wir können die Tatsache nicht aus der Welt schaffen, daß auch in den proletarischen Individuen allerlei Traditionen stecken. Schon Martin Luther pries die Plackerei als göttlichen Dienst, mißhandelte sich selber, noch bevor eine strafende Instanz auf die Idee kam, und rief zum Brandschatzen jüdischer Synagogen auf. Unter Berufung auf die göttliche Autorität wurden Untertanengeist und sexuelle Unterdrückung eingeübt sowie nichtchristliche Völker überfallen. Das Profitieren von der Ausplünderung unterentwickelt gehaltener Regionen und die rassistische Legitimation dieser Raubzüge wurden ebenso zur Gewohnheit, wie das bereits viel länger herrschende Patriarchat dem Manne wie eine natürliche Fügung vorkommt. Ein übriges leistet die Absorbierung des kritischen Verstandes durch die Warengesellschaft und die Verdinglichung alles Lebendigen in ihr: »Längst ward dargetan, daß die Lohnarbeit die neuzeitlichen Massen geformt, ja den Arbeiter selbst hervorgebracht hat. Allgemein ist das Individuum nicht bloß das biologische Substrat, sondern zugleich die Reflexionsform des gesellschaftlichen Prozesses, und sein Bewußtsein von sich selbst als einem an sich Seienden jener Schein, dessen es zur Steigerung der Leistungsfähigkeit bedarf, während der Individuierte in der modernen Wirtschaft als bloßer Agent des Wertgesetzes fungiert ... Entscheidend ist dabei in der gegenwärtigen Phase die Kategorie der organischen Zusammensetzung des Kapitals. Darunter verstand die Akkumulationstheorie ›das Wachstum in der Masse der Produktionsmittel, verglichen mit der Masse der sie belebenden Arbeitskraft‹ (Marx). Wenn die Integration der Gesellschaft ... die Subjekte immer ausschließlicher als Teilmomente im Zusammenhang der materiellen Produktion bestimmt, dann setzt die ›Veränderung der technischen Zusammensetzung des Kapitals‹ in den durch die technologischen Anforderungen des Produktionsprozesses Erfaßten und eigentlich überhaupt erst Konstituierten sich fort. Es wächst die organische Zusammensetzung des Menschen an. Das, wodurch die Subjekte in sich selber als Produktionsmittel und nicht als lebende Zwecke bestimmt sind, steigt wie der Anteil der Maschinen gegenüber dem variablen Kapital (Arbeitskräfte) ...« (Adorno).

Diesen Gedanken zu reflektieren und ihn nicht durch den zensierenden Bescheid, er raube uns »Optimismus« und »Perspektive«, sei »elitär« und »arrogant«, zu liquidieren, ist eine wichtige Voraussetzung dafür, unsere politischen

Möglichkeiten heute richtig zu bestimmen. Daß das Böse dem Menschen nicht angeboren, sondern gesellschaftlich produziert ist, wird vom neuproletarischen Flügel falsch, mit Verständnis für das Böse, aufgelöst. Wenn die Fähigkeiten und Bedürfnisse, die den Menschen antrainiert wurden, sie grausam handeln lassen, dann wäre die Anbiederung an sie eine Bestätigung der Unfreiheit. Wer eine Gesellschaft will, in der Produktionsweise und Struktur den Menschen erlauben, nicht mehr böse zu sein, muß ein Bewußtsein ausbilden, das »gar nicht über das Grau verzweifeln« könnte, »hegte es nicht den Begriff von einer verschiedenen Farbe, deren versprengte Spur im negativen Ganzen nicht fehlt« (Adorno). Was läge da näher, als mit den Menschen, die sich nach den verschiedenen Farben sehnen und im Widerstand gegen Repression Freiheit konkret werden lassen wollen – gleichgültig, wieviele das sind – , gegen die falsche Gesellschaft zu kämpfen, statt nach den übelsten Mitmarschierern zu schielen?

–

Konkret 05/95, S. 41

Dreißig Jahre neues konkret 1974 – 2004

Zweite Ausschreibung für die Kommanditgesellschaft in der Firma KVV »konkret« Vertriebsgesellschaft für Druck- und andere Medien GmbH & Co KG

»Damit KONKRET die Jahre, die für die Wiederentdeckung und Erneuerung von Gesellschaftskritik und radikaler Politik gebraucht werden, ohne Einbuße an Unabhängigkeit übersteht, wird sein Verlag neu organisiert. Von Reklame versprechen wir uns nicht viel: Wer KONKRET nicht liest, weiß warum. Wer KONKRET liest, weiß es auch. Und soll wissen, was er oder sie dazu beitragen kann, daß KONKRET auch im Jahre 2000 noch **die** unabhängige linke Monatszeitschrift sein wird. Die Personal- und Sachkosten sind auf ein Minimum reduziert, und ein solider Finanzplan, nach dem der Verlag bis 1997 jährlich investive Mittel in Höhe von ca. DM 80.000,-- benötigt, wird umgesetzt.«
(Hermann L. Gremliza im September 1993)

Grunddaten zur Ausschreibung

Beteiligungsform: Handelsgesetzbuch (HGB) §§ 161 ff.

Registergericht: Hamburg

HRA Nummer :HRA 87321

Tag der Eintragung: 29. 10. 1993

Komplementärin: Verwaltung KVV »konkret« Vertriebsgesellschaft für Druck- und andere Medien mbH

HRB Nummer: HRB 54079

Tag der Eintragung: 26. 10. 1993

Gründung:23. 8. 1993

Gegenstand des Unternehmens:»Vertrieb von Druckwerken, Bild- und Tonträgern jeder Art und sämtliche damit in Zusammenhang stehenden Geschäfte«

Stammkapital: 60.000 DM

Zeichnungssummein der KG: mindestens 1.000 DM oder ein durch 1.000 teilbarer Betrag

Laufzeit: Mindestens drei Jahre, ab 10.000 DM zehn Jahre

Gewinn- und Verlustbeteiligung: entsprechend der Kommanditeinlage

Haftung: ergibt sich aus den gesetzlichen Bestimmungen, nach Eintragung beim Gericht auf die Einlage beschränkt

Anlagekonto: Notar Dr. Stadler wg. KVV KONKRET

Hamburgische Landesbank Nr. 378810/130 BLZ 200 500 00

Konkret 05/95, S. 40

Kunst & Gewerbe

Gestrickte Stahlhelme

Im Februar setzte sich KONKRET mit den publizistischen Ergüssen zum Thema »Nazifrauen« auseinander. Inzwischen gibt es dazu eine erfreuliche Veröffentlichung: Die Fantifa Marburg, eine seit drei Jahren arbeitende feministische Antifa, hat Texte von sechs Journalistinnen und Sozialwissenschaftlerinnen zu einem Reader zusammengestellt. *Kameradinnen – Frauen stricken am braunen Netz* demontiert den Mythos von der »sanften Frau«, erforscht die Heterogenität der Naziszene und zeigt, daß es die »Neofaschistin per se« nicht gibt. Weiter fällt angenehm auf, daß diese Publikation weder über Geschlechterdifferenz noch über andere berühmte Unterschiede schwafelt. Statt dessen wird die Mär von der Frau als geschlechtlich determinierter, antifaschistischer Bastion, die, selbst wenn sie als Täterin in Erscheinung tritt, nur Opfer des Onkels mit der Glatze ist, ein von Schwarzer & Schwestern gerne behaupteter Vulgär-Soziologismus, von Gudrun Hentges ad absurdum geführt. Sie stellt die simple und kluge Frage, aus welchen Gründen rechtsextreme Ideologien für Frauen funktional sind, und kommt u.a. zu dem Schluß: »Einstellungsuntersuchungen haben ergeben, daß Frauen häufiger als Männer dazu geneigt sind, rechtsextremen Positionen beizupflichten, die in ihren Zuständigkeitsbereich fallen (Heim und Familie). Rassismus und Fürsorglichkeit widersprechen einander nicht, sondern können zwei Seiten derselben Medaille sein.« Schön auch der Text über die spirituellen Frauen, die immer soviel mehr wissen als die Normalsterblichen. Stefanie von Schnurbein weist nach, daß das esoterische Mutter-Erde-Matriarchat sich nicht wesentlich vom Blut-und-Boden-Patriarchat unterscheidet.

Fantifa Marburg (Hg.): *Kameradinnen. Frauen stricken am braunen Netz.* Unrast Verlag 1995, 145 Seiten 19.80 Mark

Mario Mentrup

Ganz in Schwarz

Er hat mit Elvis angefangen, mußte aber sechzig werden, um den Sprung zum Popstar zu schaffen. Mit »American Recordings« überzeugte Johnny Cash letztes Jahr auch eingefleischte Country-Hasser davon, daß sich C&W nicht auf den in Nashville produzierten affirmativen Schmalz reduzieren läßt. Im Mai kommt er auf Tournee nach Deutschland, und bei Bear Family Records liegt auf zweimal fünf CDs eine umfassende Dokumentation seines frühen Schaffens vor. Die beiden liebevoll ausgestatteten Boxen »The Man in Black – Johnny Cash« 1955 - 1957 und 1958 - 1961 decken die Anfänge von Cashs Karriere ab, ehe er in Alkohol, Amphetaminen und Depressionen abtauchte, von seiner zweiten Frau June Carter zum Christentum bekehrt wurde und fast im Mainstream ersoffen wäre, bis ihn Produzent Rick Rubin schließlich zum Idol der »So-Fucking-What«-Generation erklärte.

Angenehmes Jubiläum

Das fünfundzwanzigjährige Jubiläum des englischen Verlags »Verso« ist eines der wenigen, die etwas taugen. Nämlich dazu, auf das Programm des Verlags aufmerksam zu machen, der in den Achtzigern das geleistet hat, wozu kein Verlag in Deutschland in der Lage war: die Verknüpfung marxistischer Positionen mit den Anstößen, die von der Postmoderne und später vom Dekonstruktivismus ausgingen. Angefangen hat Verso mit Übersetzungen von Walter Benjamin, Theodor W. Adorno, Jean Paul Sartre und Louis Althusser für das angelsächsische Publikum. Heute umfaßt das Verlagsprogramm marxistische Theoretiker wie Terry Eagleton, Noam Chomsky und Frederic Jameson; postmoderne Klassiker wie Jean Baudrillard und Salvoj Zizek; und mit Mike Davis, Michelle Wallace, Brian Cross und Paul Gilroy einige der besten Popkulturtheoretiker dies- und jenseits des Atlantik. Sogar für Nostalgiker ist Platz im Programm: Im Mai erscheinen die »Motorradtagebücher« Ernesto »Che« Guevaras, in denen der damals dreiundzwanzigjährige Medizinstudent die Erfahrungen und Eindrücke seiner Südamerikareise im Jahr 1951 festgehalten hat. Anfaxen und Katalog anfordern unter 0044-71-734 00 59.

Arme Gorillas

Immer besorgt um die globale Fauna ist der World Wildlife Fund (WWF). In seinem jüngsten Fernsehspot werden wir eindrücklich darauf hingewiesen, daß der Gorilla in Ruanda vom Aussterben bedroht ist. Die Ursachen des Gorillasterbens werden in diesem elektronischen Bettelbrief nicht näher erläutert. Vielleicht vertragen die Gorillas den Verwesungsgeruch der Hutu und Tutsi nicht, die dort noch massenhaft herumliegen.

Be Like Mike

»Der Rücktritt von Michael Jordan hat eine allamerikanische Betroffenheit ausgelöst wie zuvor nur die Ermordung John F. Kennedys«, stand vor anderthalb Jahren in KONKRET, als es schien, als habe »His Airness« die Basketballstiefel für immer in die Ecke gestellt. Nun ist er zurück, und die Euphorie, die sein Comeback auslöste, hat biblische Ausma-ße angenommen. Medien, Spielerkollegen und Trainer redeten von der Rückkehr des Messias, und tatsächlich ähneln die in Jordan gesetzten Heilserwartungen, denen, die bis dahin Jesus vorbehalten blieben. Im Trikot der Chicago Bulls soll Michael Jordan nichts weniger als das von Selbstzweifeln zerfressene Amerika erlösen. Dem Land geht es bekanntlich gar nicht gut, und für die Amerikaner manifestiert sich diese Erfahrung nirgends so sehr wie im Niedergang ihrer Stars. In einem Land, dessen Präsident und dessen Oscarpreisträger dieselbe Jämmerlichkeit eigen ist, kommt Sportlern – und nicht ohne Grund afroamerikanischen – die Rolle des motivierenden Vorbilds zu. Deshalb wirkt der Fall O. J. Simpson so entsetzlich auf das öffentliche Bewußtsein, und O.J. ist nur die Spitze des Eisbergs. Verwöhnte Jung-Basketballer haben nur noch ihre Werbeverträge im Kopf, die Baseball-Liga hat durch die Unfähigkeit, ihre Milliardeneinnahmen unter 300 Leuten zu verteilen, die amerikanische Traditionssportart für immer desavouiert, der Star des Footballclubs Los Angeles Rams wurde als Kopf eines Drogenrings entlarvt – die Liste der Frustrationen, die dem gläubigen Amerikaner durch seine angebeteten Idole widerfuhr, ließe sich beliebig fortsetzen. Die Rückkehr des verlorenen Sohnes soll nun all dies vergessen machen. Michael Jordans Lay Ups sollen die Illusion nähren, im resegregierten, wirtschaftlich am Boden liegenden Amerika habe der »American Dream« doch noch eine Chance. Unglücklich das Land, das Helden nötig hat.

Kongreß

Vor dem 8. Mai gibt es kein Entkommen. Auch für die Boheme nicht. Deshalb veranstalten der »Kultur ArbeiterInnen Verlag« und der Kunstverein München von 12.-14. Mai den »Zweiten Kongreß zur Abwehr des gegenrevolutionären Übels«. Im Sinne der von den Wohlfahrtsausschüssen entwickelten Strategie soll es darum gehen, die unterschiedlichen Ansätze (Antifas, Theoretiker, Kulturlinke) zusammenzuführen und Möglichkeiten der antifaschistischen Intervention zu diskutieren. Angekündigte Themenschwerpunkte sind u.a. die Kontinuität des Faschismus als völkischer Konsens, die Rezeption faschistischer Ästhetiken, Technik und Politik sowie der Umgang mit dem US-amerikanischen Kulturimport. Als Referenten vorgesehen sind u.a. Michael Benjamin (PDS) Diedrich Diederichsen, Ted Gaier (Goldene Zitronen), Kerstin Grether (»Spex«) Sabine Grimm, Vertreter der Hamburger Zeitschrift »17 C« und KONKRET-Autor Otto Köhler.

Konkret 05/95, S. 42

Stefan Ripplinger

Deutsche Schatzsuche

Von der Maas bis an die Memel, von der Etsch bis an den Belt? Von wegen. Wie die Debatte um »Beutekunst« und deutsches Kulturerbe zeigt, reicht der Verfügungsanspruch der Deutschen tatsächlich weltweit

Fünfzig Jahre danach: Die Karstadt-Fleischtheke bietet »strikt kein britisches Rindfleisch« an, und die Bundesregierung fordert das »Schliemann-Gold« zurück. Was den Deutschen zur glücklichen Wiedergewinnung ihrer nationalen Identität noch zu fehlen scheint, ist die Freilassung der »letzten Kriegsgefangenen« (»Die Zeit«), nämlich die Herausgabe der von der Roten Armee in Nazi-Deutschland sichergestellten Kunstschätze.

Was Deutsche über Jahrhunderte ehrlich erbeuteten, haben Sowjets unrechtmäßig verschleppt und halten unbelehrbare russische Stalinisten weiterhin unter Verschluß: »Herzstücke unserer Geschichte« (»Bild«, 25.3.). Merkwürdig nur, daß so viele dieser Herzstücke deutscher Geschichte von Ausländern signiert sind. Anläßlich der »Beutekunst«-Ausstellung in der St. Petersburger Eremitage fallen Namen wie Degas, Monet, Cézanne und Renoir – alles deutsche Kriegsgefangene?

Der »Spiegel« (14/1995) zeigt die Siemens-Erben in St. Petersburg vor einem Delacroix, der einst bei Muttern im Salon hing: »Jahrzehntelang war ein derartiges ›Wiedersehen mit einem Stück eigener Kindheit‹ (Peter Siemens) kaum denkbar gewesen.« Fünfzig Jahre danach: Endlich dürfen sie sich wieder daran erinnern, wie schön es war, als bei Siemensens überm Kanapee noch ein echter Delacroix hing.

Daß es wieder so schön wird, dafür will Klaus Kinkel sorgen. In einer »kaum mehr diplomatischen Sprache« (»Westfälischer Anzeiger«, 4.3.) ging er die Russen an, herauszurücken, was ihnen seiner Meinung nach nicht gehört, und ernannte die Frage der Rückführung von Kunstschätzen gleich zu einem der »Prüfsteine für die neue Qualität der deutsch-russischen Beziehungen«. Einen Vorgeschmack auf die neue Qualität dieser Beziehungen gab bereits im Februar Berlins Bürgermeister Eberhard Diepgen: »Die Verträge gelten. Nachträgliches Infragestellen schadet der Glaubwürdigkeit des Partners und kann zu ganz und gar unerwünschten Reaktionen führen«, nämlich zu wirtschaftlichen Sanktionen, wie sie auch die »Frankenpost« (13.3.) fordert: »Bonn muß den Fehdehandschuh aufnehmen und seinerseits dort reagieren, wo es Moskau am meisten schmerzt, bei der Wirtschaftshilfe.«

Den Fehdehandschuh hatte der stellvertretende russische Kulturminister Michail Schwydkoj den deutschen Schatzsuchern hingeworfen, als er erklärte, in den Verträgen, auf die sie sich berufen – nämlich dem »Nachbarschaftsvertrag« vom November 1990 und dem Vertrag über Zusammenarbeit vom Dezember 1992 – sei lediglich von der Restitution »unrechtmäßig verbrachter« Kunstwerke die Rede. Für die meisten in Frage stehenden Kunstgegenstände gilt aber, daß ihre Mitnahme von der sowjetischen Verwaltung offiziell angeordnet wurde, also rechtmäßig war. Dann sprach Schwydkoj das eigentlich Selbstverständliche aus: »Deutschland hat im Mai 1945 die bedingungslose Kapitulation unterschrieben und verzichtet damit auf sämtliche Ansprüche gegen die Alliierten.«

Daß solche Selbstverständlichkeiten im Jahre 50 nach der Niederlage des Nationalsozialismus in Deutschland nichts mehr wert sind, mußten Schwydkoj und sein Vorgesetzter, Jewgenij Sidorow, gleich darauf erfahren: Die Rechtslage sei klar, erklärte Rudolf Seiters (CDU) apodiktisch, und meinte damit, die Rechtslage falle klar zugunsten seiner Herren aus. Die Russen widersprächen außerdem »dem Geist der Vereinbarungen«, die er, Seiters, mit Sidorow noch im Februar 1993 getroffen habe. Diese mündlichen Vereinbarungen, ergänzte Johannes Rau (SPD), seien rechtsverbindlich. Nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion könne und müsse man »heute mit russischen Politikern anders reden«, trumpfte der SPD-Politiker auf. Und die »Berliner Morgenpost« (5.3.) nannte Schwydkoj einen »exaltierten Kulturwart, (dem) zunächst einmal entgangen ist, daß nicht Deutschland, sondern die Wehrmacht kapituliert hatte«.

Deutschland – heißt es nun – hat niemals kapituliert und fordert deshalb vollkommen zu Recht Werke zurück, die nach Ansicht der Bundesregierung »einen Teil der kulturellen Identität Deutschlands« darstellen. Eine noch billigere Begründung, warum die »Kunstbeute« deutsches Eigentum sei, lieferte Werner Knopp, der Präsident der Stiftung Preußischer Kulturbesitz (Berlin): Die Kunstwerke seien 1945 in deutschem Besitz gewesen, ihre Wegführung habe daran nichts geändert.

Seitdem zwei russische Dissidenten, der Kunsthistoriker Grigorij Koslow und der Journalist Konstantin Akinscha, 1991 ausplauderten, daß das »Schliemann-Gold« im Moskauer Puschkin-Museum lagert, hat die Stiftung Preußischer Kulturbesitz unaufhörlich nachzuweisen versucht, der »in Berlin so schmerzlich vermißte Schliemann-Schatz« (»Der Tagesspiegel«, 2.3.) gehöre nach Deutschland, genauer, nach Berlin, in die Obhut der Stiftung.

Heinrich Schliemann, »ein gewöhnlicher Antiquitätenräuber von hochtrabender imperialistischer Art«, wie S. Kogelfranz und W.A. Korte in ihrem Buch *Quedlinburg – Texas und zurück* (München 1994) schreiben, hatte die Schätze vor gut 100 Jahren auf dem Gebiet der Türkei ausgegraben und ohne Genehmigung außer Landes geschmuggelt. Als ihm die türkischen Behörden auf die Schliche kamen, speiste er sie mit 50.000 Francs ab, einer Summe, die der notorische Dieb leicht

aufbringen konnte. Damit es ihm Denkmäler baue, schenkte er seine trojanischen Altertümer 1880 »dem deutschen Volk zu ewigem Besitze und ungetrennter Aufbewahrung in der Reichshauptstadt Berlin«. Auf diese »patriotische Schenkung« (Wilhelm II.) berufen sich die Stiftung Preußischer Kulturbesitz und die Bundesregierung noch heute, wenn sie ihren Nationalschatz gebieterisch zurückfordern – und natürlich auf das »Völkerrecht«. Auf dieses hat sich – mit weit besserer Begründung – auch die türkische Regierung bezogen, als sie das Gold für sich forderte. Eine Unesco-Resolution sieht nämlich vor, daß Kulturgut in dem Land verbleibt, in dem es gefunden wird. Und auch Griechenland hat Ansprüche auf das Geschmeide angemeldet, das einer vorhellenischen Epoche entstammt.

Es ließe sich schlußfolgern, daß sub specie aeternitatis das trojanische Gold weder nach Deutschland noch nach Rußland gehört, wenn man – wie fast die gesamtedeutsche Presse – einen Umstand geflissentlich übersieht: Die von den Sowjetsin Deutschland eingezogenen Kunstwerke sollten eine, wenn auch schwache, Kompensation bieten für die unerhörte Zerstörung, die Deutsche auch an den Kulturgütern auf dem Gebiet der Sowjetunion angerichtet haben.

Der Großteil der requirierten Kunstwerke wurde in den Fünfzigern der DDR zurückerstattet. Darüber, was in russischem Besitz verblieben ist, gehen die Schätzungen weit auseinander. Wer, wie Werner Schmidt, Generaldirektor der Staatlichen Kunstsammlungen in Dresden, die Posten einzeln aufführt (»FAZ«, 10.3.), kommt beim besten Willen auf nicht mehr als 20.000 Einzelstücke. Durch die Presse geistert aber die von der Bundesregierung vorgegebene, absurde Zahl von 200.000 Stücken. Und der Generaldirektor der Staatlichen Museen zu Berlin, Wolf Dieter Dube, erhöht vollkommen uneigennützig auf »sicher über eine Million Objekte insgesamt«.

Auch wenn es so viele Kunstwerke wären, könnten sie nicht annähernd die Verluste ausgleichen, die die Sowjetunion durch die Nazi-Armee erlitt. Das eröffnet ein gerade erschienenes Buch: Lynn H. Nicholas hat in *Der Raub der Europa. Das Schicksal europäischer Kunstwerke im Dritten Reich* (Kindler, München 1995, 58 Mark) die Ergebnisse einer fünfjährigen Recherche niedergelegt. Frau Nicholas zeichnet die systematische Verschleppung und Vernichtung von Kunst nach, die die Nazis in den von ihnen eroberten Ländern betrieben.

Während die Nazis bei ihren Plünderzügen durch Westeuropa den Diebstahl durch legalistische Tricks zu kaschieren suchten, verhielten sie sich, schreibt sie, auf dem Gebiet der Sowjetunion ganz ungeniert: »Grundsätzlich wollte man vorgehen wie in Polen, die Gebiete also nach der Eroberung ›säubern‹, plündern und eindeutschen.« Zur Konfiszierung von Kunst stand der darauf spezialisierte »Einsatzstab Reichsleiter Rosenberg« (ERR) bereit. Zusammen mit dem »NS Ahnenerbe« verfrachtete der ERR waggonweise Kunst nach Deutschland: in die Museen und in die Villen prominenter Nazis. Die Sonderkommandos, so berichtete Nicholas, »entfernten aus den unzähligen Palais und Schlössern rund um Leningrad alles, was nicht niet- und nagelfest war, bis zu den Parkettböden. ... Sie zerschlugen Spiegel oder zertrümmerten sie mit Gewehrsalven und rissen Brokat- und Seidentapeten von den Wänden. In Peterhof außerhalb von Leningrad zerstörten sie die Mechanik, welche die berühmte große Kaskade in Gang hielt, und zerrten die vergoldeten Bronzestatuen von Neptun und Samson vor den Augen der bestürzten Stadtbevölkerung zu den Schmelzöfen.« Was sie für »nicht-germanischer Herkunft« hielten, zerstörten sie rücksichtslos. Im Schlepptau dieser Kommandos reisten Unternehmer mit, die alles, was nicht konfisziert oder zerstört war, auf Brauchbarkeit untersuchten und mit Kunstwerken und anderen Trophäen einen blühenden Schwarzmarkt unterhielten.

Es versteht sich von selbst, daß dieselben Krakeeler, die heute »Beutekunst« zurückfordern, einen russischen Anspruch auf Wiedergutmachung weit von sich weisen. Das Jahr 1995 soll die endgültige Revision der Ergebnisse des Jahres 1945 bringen. Am vollkommen aufgebauschten Problem der konfiszierten Kunstwerke will man die Macht des neuen Deutschlands erweisen. Jeder, der diesem zutiefst nationalistischen Vorgehen widersteht – wie etwa die mutige Leiterin des Moskauer Puschkin-Museums, Irina Antonowa – gilt wahlweise als »Altstalinist« oder als »russischer Nationalist«.

Und die deutsche Presse zeigt sich wie immer gefechtsbereit. Ein besonderes Verdienst um die Rückgewinnung unserer Herzstücke und um die deutsche Sache im allgemeinen hat sich dabei Günter Wermusch im »Neuen Deutschland« (8.3.) erworben. Er zitiert dort Dmitri Lichatschow, der gesagt haben soll, die Existenzberechtigung einer Nation bestehe in ihrer Kultur. Gewiß kein sehr heller Gedanke. Wermusch aber fährt mit der Frage fort: »Darf das für Deutschland nicht gelten?« Und er meint die Kultur, die die Nazis für »nicht entartet« hielten.

Stefan Ripplinger schrieb in KONKRET 3/95 über »Die Republik«

Konkret 05/95, S. 44

Gerhard Scheit

200 Tage und 1 Präzedenzfall

Ein untauglicher Versuch mit untauglichen Mitteln: das Bemühen des Hamburger Instituts für Sozialforschung, das 20. Jahrhundert in einer geschichtsphilosophischen Schau auf den Begriff der Gewalt zu bringen

Die alte neue Linke hat den Nationalsozialismus nicht »historisiert«, sondern »vergegenwärtigt«. Auf der Grundlage der Faschismusdefinition Dimitroffs – »die offen terroristische Diktatur der reaktionärsten, am meisten chauvinistischen, am meisten imperialistischen Elemente des Finanzkapitals« – ließ sich der Nationalsozialismus »verallgemeinern«. Seine Singularität wurde im Sammelbegriff (Faschismus oder gar Imperialismus) aufgehoben, er konnte den Regimen von Mussolini, Franco und Dollfuß ebenso angeglichen werden wie den lateinamerikanischen Diktaturen der Gegenwart – womöglich auch der Vietnam-Politik der USA.

Man konnte sich dabei nicht nur auf Dimitroff, sondern auch auf Brecht und Horkheimer berufen. »Kameraden, sprechen wir von den Eigentumsverhältnissen«, rief Brecht 1935 den vom Nationalsozialismus verfolgten Schriftstellern zu, und Horkheimer schrieb 1939 in seinem Aufsatz »Die Juden und Europa«: »Wer aber vom Kapitalismus nicht reden will, sollte auch vom Faschismus schweigen.« Der Nationalsozialismus erschien in dieser Perspektive als logische Folge, ja als geschichtliches Telos kapitalistischer Herrschaft, das nur zufällig zuerst in Deutschland erreicht worden sei. »Die Ordnung, die 1789 als fortschrittliche ihren Weg antrat, trug von Beginn an die Tendenz zum Nationalsozialismus in sich ... Das Profitstreben endet heute in dem, was es stets schon war« (Horkheimer).

In den sechziger und siebziger Jahren erhielt diese Perspektive allerdings eine neue Funktion: Entlastung. Die »Vergegenwärtigung« des Nationalsozialismus als Imperialismus konnte und kann die Täter und Mittäter im eigenen Land auf durchaus raffinierte Weise exkulpieren: Oft und gerne wurde und wird die israelische Politik gegenüber den Palästinensern als Wiederholung dessen hingestellt, was ›den Juden einst angetan worden ist‹.

Die adäquate ästhetische Form der Vergegenwärtigung ist das Drama – und so war es vor allem das Dokumentartheater, das den Nationalsozialismus mit der Gegenwart des »Imperialismus« analogisierte. Heinar Kipphardts *Bruder Eichmann* bildete hier einen Höhepunkt und Endpunkt zugleich: Kipphardt selber sprach von »Analogieszenen«, wenn er das Vorgehen israelischer Soldaten gegen die Palästinenser mit dem von SS, Gestapo und deutscher Wehrmacht gegen die Juden zusammenmontierte. In einer Szene träumt ein israelischer Soldat, er wäre ein Gestapo-Mann, der ein Araberdorf durchsucht, und in einem Notat zu dem Stück heißt es: »Wer ist ein Jude./ Der Abweichende ist ein Jude, der nicht / ins Normenkonzept Passende,/ der Türke,/ der Kommunist,/ der Verrückte,/ der Anarchist,/ der Gammler,/ der Palästinenser.«

Das Projekt »Angesichts unseres Jahrhunderts« des Hamburger Instituts für Sozialforschung hat es nicht auf Vergegenwärtigung abgesehen. Mit seinen vielfältigen Unternehmungen im Gedenkjahr 1995 ist es eher auf der Suche nach Distanz – und das geeignete Medium hierfür ist die historische Ausstellung. Im Begleitbuch zur Ausstellung »200 Tage und 1 Jahrhundert«, die bereits in Hamburg und Wien gezeigt wurde und in Berlin noch gezeigt wird (29.4. – 28.5.), schreibt Jan Philipp Reemtsma: »Der Blick, den man sub specie eines Jahrhunderts auf Auschwitz tut, scheint notwendigerweise das Verbrechen zu verkleinern, weil es neben anderen erblickt wird, weil es – wie die Wörter alle heißen – subsumiert, historisiert wird. In gewissem Sinne ist das nötig.« Auschwitz soll in diesem Sinn zwar verglichen werden mit anderen Verbrechen, doch nicht gleichgesetzt. Die Frage ist allerdings, unter welchem Gesichtspunkt verglichen – worin das Gleiche im Verschiedenen erblickt wird. Hat die Zeitstück-Dramaturgie der alten neuen Linken alle Untaten unter dem Aspekt des Imperialismus tendenziell gleichgesetzt, sucht der museale Blick des Hamburger Instituts den Fluchtpunkt des Vergleichbaren in der Gewalt. (Daneben gibt es freilich noch eine läppische Zahlenmystik: Die Einheit von hundert Jahren wird nicht als das genommen, was sie bestenfalls ist, bloßer Anlaß, sondern mit merkwürdigem Pathos fetischisiert, von einer »Signatur des Jahrhunderts« ist die Rede und davon, mit welchem »Erbe belastet wir ins 21. Jahrhundert gehen«. Wer ist nur dieses Wir?)

Im Unterschied zu der Ausstellung »Vernichtungskrieg – Verbrechen der Wehrmacht 1941-1944«, die vom selben Institut ebenfalls in diesem Jahr präsentiert wird und eine Dokumentation eines klar umrissenen historischen Themas darstellt (s. KONKRET 4/95), handelt es sich bei der »Jahrhundert«-Exposition um eine geschichtsphilosophische Schau. Man kannte diese Art von Ausstellungen bisher nur als ärarische Veranstaltung: Ein Staat stellt »seine Geschichte« aus – jeder Raum ein Jahrhundert oder eine Epoche; Telos ist die Gegenwart, ob sie nun BRD, DDR oder Österreich heißt. So begann etwa im historischen Museum der DDR die Ausstellung mit der Menschwerdung des Affen und endete mit Honeckers Politbüro. Dergleichen geht heute kaum mehr (vielleicht noch in Österreich, die Milleniums-Feiern werden es zeigen) – das Telos der Gegenwart und der geschichtliche Fortschritt sind offenbar zu sehr diskreditiert, nicht mehr attraktiv genug, um als Legitimation des Staats bebildert zu werden. Die Ausstellung des Hamburger Instituts versucht auch nicht, einen Prozeß, sondern eher den Zustand eines Jahrhunderts zu gestalten: ein Tableau also. Sie nimmt gleichsam das Klischee vom »Jahrhundert der Barbarei« beim Wort und fokussiert es in den 200 Tagen zwischen der Befreiung von Auschwitz und der

Kapitulation Japans. In jedem Raum der Ausstellung wird eine der »Zivilisationskatastrophen« oder ein »zivilisatorischer« Reaktionsversuch auf diese (Nürnberger Prozesse, Uno-Gründung) dargestellt: Es beginnt mit Auschwitz und Nürnberg, es folgen im Uhrzeigersinn in den jeweils anschließenden, zu einem Kreis angeordneten Räumen: Entkolonialisierung (am Beispiel Kambodschas), Uno, staatlicher Terror / Krieg gegen die Zivilbevölkerung (Algerien, Argentinien, China), Gulag; mit Hiroshima befindet sich der Besucher, die Besucherin wieder beim Ausgangspunkt. Die Achse der Räume bildet eine Art Zeitsäule im Korridor, auf der die genaue Chronologie der 200 Tage nachgelesen werden kann. Wenn aber die wahre Achse der Ausstellung die Frage der Gewalt ist, dann hat sie auch ein Telos: die Begrenzung der Gewalt. Statt am Ende und Ausgangspunkt zu stehen, verbirgt sich dieses Telos im Raum gleich neben dem über Auschwitz: Es sind die Nürnberger Prozesse.

»Bis heute ist die Geschichte der Idee, deren Verwirklichung Nürnberg sein sollte, an ihrem Ziel nicht angekommen«, steht über die Nürnberger Prozesse im Begleitbuch zur Ausstellung. Autor des Beitrags ist der Strafrechtler Reinhard Merkel, der bisher als Popularisator anderer Ideen, nämlich jener Peter Singers, hervorgetreten ist. Folgte man ihm, so müßte eigentlich die Installation des Jugoslawien-Tribunals durch den Uno-Sicherheitsrat den Zielpunkt der Ausstellung bilden: »Entscheidend ist, daß der Geist der Nürnberger Prinzipien heute lebendiger ist als jemals seit dem Ereignis ihrer ersten Verwirklichung. Und damit beginnt am Ausgang dieses Jahrhunderts über dessen finsterstem Strafprozeß endlich doch, ganz langsam nur, aber definitiv, etwas von jener Helligkeit aufzuziehen, die seinen eigentlichen Wert sinnfällig macht: die Aura seiner Unsterblichkeit.« Mit solcher Poesie – einer Blüte des wissenschaftlichen Kitsches – wird verdunkelt, was der Nürnberger Prozeß immerhin ein wenig ans Licht gebracht hat: In der Nacht juristischer Teleologie sind alle Verbrechen grau.

Dabei zeigen die einzelnen Räume der Ausstellung wie auch die anderen Beiträge des Buches für sich genommen durchaus scharfe Konturen der einzelnen »Zivilisationskatastrophen« und deren Differenzen. Die Einzigartigkeit der nationalsozialistischen Vernichtungslager tritt im Raum über Auschwitz anschaulich hervor. In seiner Mitte befindet sich eine Karte Europas, auf der das System der nationalsozialistischen Lager eingezeichnet ist: Hier kann das Ineinandergreifen von Konzentration und Vernichtung studiert werden. Im entsprechenden Aufsatz von Wolfgang Sofsky wird der Mechanismus des Systems analysiert: »Auschwitz war eine Fabrik zur spurenlosen Vernichtung von Menschen ... Das Werk des Verschwindens erforderte Erfindungsgeist, technischen Sachverstand, organisatorische Planung. Man erprobte das Tötungsverfahren zunächst an russischen Kriegsgefangenen, verbesserte es, behob Störungsquellen, bis die Arbeit mit Routine verrichtet werden konnte. Die Todesfabrik Auschwitz glich der Funktionsweise eines Industriebetriebs. Der Ablauf war fließbandartig organisiert, die Aufgaben waren verteilt, das Töten durch die Installation stationärer Gaskammern technisiert.« Neben der einprägsamen Analyse der Arbeitsteilung der Vernichtung zeigt Sofsky aber auch ihre vollkommene Einbindung in den Alltag des nationalsozialistischen Staates, seiner verschiedenen Institutionen und Berufsgruppen – so daß das Vernichtungslager als integrierter und integrierender Bestandteil des Nationalsozialismus sichtbar wird: »Gefragt war nicht der konventionelle Habitus der Beamten, sondern Improvisationstalent, Einsatzfreude, lokale Selbständigkeit, Verhandlungsgeschick, Kreativität, pragmatische Brutalität. Sowenig die Exekutoren des Terrors unterwürfige Befehlsempfänger waren, sowenig waren die Bürokraten des Völkermords pflichtschuldige und ahnungslose Erfüllungsgehilfen einer allmächtigen Obrigkeit. Kein Diplomat, der die ›Verschickung nach Osten‹ für eine friedliche Umsiedlungsaktion gehalten hätte. Kein Prokurist, der nach der Übernahme einer jüdischen Firma mit der Rückkehr der Enteigneten gerechnet hätte. Kein Eisenbahner, der den verplombten Güterzug auf dem Nebengleis eines Bahnhofs mit einem Urlaubszug verwechselt hätte. Kein Polizist, der die Verhaftung einer jüdischen Familie als Einlieferung in ein Sanatorium mißverstanden hätte. Obgleich nur mit einer Teilaufgabe betraut, kannte jeder Mittäter seinen Beitrag am kollektiven Verbrechen.«

Ein Totalitarismustheoretiker wird freilich durch die Ausstellung gehen und nur das sehen, was er sehen will – und Ernst Nolte und seine Jünger werden vermutlich durch die Räume im umgekehrten Uhrzeigersinn wandeln, so daß sie zunächst den Gulag und dann Auschwitz, als dessen notwendige Folge, betrachten können. Doch sie werden gegenüber einigen der hier dokumentierten Tatsachen immerhin die Augen schließen müssen, um über die Differenzen hinwegsehen zu können. Denn wer vom Raum über Auschwitz in jenen über den Gulag geht, oder wer die Aufsätze über die beiden »Zivilisationskatastrophen« miteinander vergleicht, wird im Gulag ein System von Lagern erkennen, angesichts dessen man zwar »ebenfalls den Begriff ›Vernichtung durch Arbeit‹ hätte bilden können« (Bernd Bonwetsch), dem aber das Herzstück des Nationalsozialismus fehlt: das Vernichtungslager.

Dies gilt auch für die knapp vier Jahre währende und mindestens eine Mil-lion Tote fordernde Herrschaft der Khmer-Rouges, der ebenfalls ein Beitrag des Buches gewidmet ist, da das Datum der Proklamierung der Unabhängigkeit Kambodschas in die 200 Tage zwischen der Befreiung des Lagers Auschwitz und dem Abwurf der Atombombe auf Hiroshima fällt. Die Killing Fields, so läßt Michael Sontheimers Aufsatz erkennen, waren keine Vernichtungsfabrik, sie waren das Ergebnis einer Politik, die – weil es keine Maschinen gab – Menschen zu Maschinen machen wollte: Unter der Maßgabe absoluter Autarkie versuchten die Maoisten, in einem von den Amerikanern zerbombten Land (700.000 Tote) eine moderne Ökonomie aus dem Boden zu stampfen. Der Aufbau einer »national« begrenzten und autarken Ökonomie

ohne Privateigentum war das Ziel auch der »Zivilisationskatastrophe« in der stalinistischen Sowjetunion, die Vernichtung von Millionen ein »Nebenprodukt«, ein Mittel, dem die Funktionäre einen stets wachsenden Sinn abgewinnen konnten – während für die Nationalsozialisten die ökonomische Leistung des KZ- und Vernichtungslagersystems nur ein Nebeneffekt der zielstrebigen Vernichtung war.

Die Unterschiede, die ins Auge springen, versucht Reemtsma in seinem konzeptuellen Beitrag sogar zu verallgemeinern. Er unterscheidet zwischen dem Feindbild des »Schädlings« und dem des »Verräters«: »Die meisten marxistischen Parteien waren besessen von der Figur des Verräters; in der Sowjetunion wurde diese Obsession bestimmende Politik. Der Nationalsozialismus war darauf aus, seinen Feind vorab mit juristischen und seinem Verständnis von Wissenschaftlichkeit entsprechenden Definitionen zu kennzeichnen: sein Feind war der ›Schädling‹. Der Gulag-Sozialismus produzierte den ›Verräter‹ aus der Ubiquität des Verdachts«, während der Nationalsozialismus gekennzeichnet war »durch eine ziemlich sichere Grenzziehung zwischen möglichen Opfern und möglichen Exekutoren von Terror und Mord ... Der Schädling, den der Nationalsozialismus phantasiert, ist Mitglied einer vorab definierten Gruppe und muß vernichtet werden, damit Homogenität und Konsens sich sozusagen natürlich einstellen. Der Verräter des Gulag-Sozialismus ist der Parteigänger, der Koalitionspartner von gestern, der den bereits erreichten Konsens zerstört und das große Ziel gefährdet.« Reemtsma bemüht sich hier, beide »Systeme« möglichst engzuführen – auf der schmalen Basis von Begriffen wie Konsens und Homogenität. Dabei wird die Differenz zusehends formalisiert. Offenbar soll eine Lücke geschlossen werden, die die durchaus heterogen angelegte Totalitarismustheorie Hannah Arendts offengelassen hat. Sieht man sich Arendts Studie über *Elemente und Ursprünge totalitärer Herrschaft* nämlich genauer an, so stellt man fest, daß sie auf solche Engführungen meist verzichtet und statt dessen dort, wo sie vorgibt, über totale Bewegung und totalen Staat ›im allgemeinen‹ zu sprechen, *entweder* stalinistische *oder* nationalsozialistische Ideologien und Praktiken beschreibt. So untersucht sie sehr scharfsinnig die Dramaturgie der Moskauer Prozesse als Charakteristikum totalitärer Herrschaft, ohne sich die Frage zu stellen, warum es diese Dramaturgie im nationalsozialistischen Deutschland nicht gab. Vor allem aber hat Arendt merkwürdigerweise nicht zu erklären versucht, warum der Antisemitismus nur im Nationalsozialismus zur Vernichtungspolitik führte – obwohl sie doch fast ein Drittel ihrer Arbeit dem Antisemitismus widmete.

In der formalisierten Engführung Reemtsmas aber verschwindet die zentrale Bedeutung, die der Antisemitismus für die nationalsozialistische Bewegung und den nationalsozialistischen Staat besaß. Von einer Gruppe ist die Rede, die vorab vom Nationalsozialismus definiert wurde »mit juristischen und seinem Verständnis von Wissenschaftlichkeit entsprechenden Definitionen« – als wäre es nicht entscheidend, um welche Gruppe es sich vor allen anderen handelte und welche Art von Definitionen hierbei angewendet wurden. Die Art der Definitionen hing nämlich mit der Art der Vernichtung durchaus zusammen. So umgeht das Konzept der Ausstellung den besten Teil der Arendtschen Theorie, auf die es sich doch immer wieder beruft. Denn auch Hannah Arendt geht in ihrem großen Kapitel über den Antisemitismus durchaus auf die spezifischen Bedingungen der Kapitalisierung etwa in Deutschland, der Habsburgmonarchie und Frankreich ein. Reemtsma hingegen formalisiert auch die Vorgeschichte, indem er die Herkunft des stalinistischen und des nationalsozialistischen Systems bloß »aus einem antipolitischen Affekt« erklärt, »dessen Ursprung weit vor dem 20. Jahrhundert liegt«. Der Horizont des in 200 Tagen fokussierten Jahrhunderts schließt die Spezifik der deutschen und österreichischen Geschichte, die Eigenart jenes sich in diesen Ländern ausprägenden ›Volks‹-Bewußtseins aus, und damit bleibt auch jener spezifisch antikapitalistische Charakter unberücksichtigt, der dem Antisemitismus hier zu solcher Mächtigkeit, zu solcher Integrationskraft verholfen hat.

Moishe Postone hat in einem theoretischen Versuch aus dem Jahre 1982 (»Nationalsozialismus und Antisemitismus«) den Antisemitismus als »besonders gefährliche Form des Fetischs« im Sinne der Marxschen Kapital-Theorie begriffen. Die Vernichtungslager sieht er nicht als eine Version der Fabrik, sondern eher »als ihre groteske ›arische‹ antikapitalistische Negation«. Wenn die Juden in den Augen der deutschen und österreichischen Antisemiten die Abstraktion des Wertes verkörperten, kann man Auschwitz als eine »Fabrik zur ›Vernichtung des Werts‹, das heißt, zur Vernichtung der Personifizierung des Abstrakten« sehen. »Sie hatte die Organisation eines teuflischen industriellen Prozesses mit dem Ziel, das Konkrete vom Abstrakten zu ›befreien‹. Der erste Schritt dazu war die Entmenschlichung, das heißt, die ›Maske‹ der Menschlichkeit wegzureißen und die Juden als das zu zeigen, was ›sie wirklich sind‹, Schatten, Ziffern, Abstraktionen. Der zweite Schritt war dann, diese Abstraktheit auszurotten, sie in Rauch zu verwandeln, jedoch auch zu versuchen, die letzten Reste des konkreten gegenständlichen ›Gebrauchswerts‹ abzuschöpfen: Kleider, Gold, Haare, Seife.«

Theorien des Antisemitismus aber, die auf das Kapital Bezug nehmen, finden keine Berücksichtigung in dem Projekt des Hamburger Instituts für Sozialforschung. Es ist, als wollte man Brecht und Horkheimer entgegenhalten: ›Reden wir nicht von den Eigentumsverhältnissen‹ und: ›Wer vom Nationalsozialismus reden will, sollte vom Kapitalismus schweigen‹. (Nicht von einzelnen Kapitalisten – Flick, Krupp und die IG Farben werden als Nutznießer der Vernichtung durchaus dokumentiert.) Es läßt sich aber von den Eigentumsverhältnissen reden, ohne – wie einstmals Brecht und Horkheimer – den Nationalsozialismus als ›logische‹ Konsequenz, als höchste Ausdrucksform des Kapitalismus zu fetischisieren. Ulrich Enderwitz etwa ist es in seinem Buch *Antisemitismus und Volksstaat* (1991) überzeugend gelungen, die Allgemeinheit des Verwertungsprozesses des Kapitals und die besondere Geschichte, wie in Deutschland seit dem späten 19. Jahrhundert auf

ihn reagiert und mit ihm regiert wurde, zusammenzudenken. Das Kapital produziert nicht von sich aus den Antisemiten – aber es fordert bei den vom Kapital bedrohten Schichten Mut, Ehrlichkeit und einen gewissen Wirklichkeitssinn heraus, sich der vom Antisemitismus angebotenen Identifikation von Kapital und Judentum zu widersetzen; Eigenschaften, die sich in der deutschen Bevölkerung offenbar nur in geringem Maß entwickelt haben – von der deutsch-österreichischen zu schweigen.

Reemtsma schaltet jedoch ethische Fragestellungen ebenso aus wie ökonomische – übrig bleiben die Gewalt und das Recht. Es wird so etwas wie ein Weltgeist der Gewalt beschworen, der durch die Jahrhunderte schreitet und den es nun, am Ende des zwanzigsten, zu begrenzen gilt. Nachdem er im Dreißigjährigen Krieg entsetzlich gewütet hatte, zog er sich zurück, um im zwanzigsten Jahrhundert plötzlich erneut und furchtbar wie nie hervorzubrechen. Es gebe, so Reemtsma, »keine schlüssige Antwort auf die Frage, was nach der Eruption der Gewalt in der zweiten Hälfte des 16. und ersten des 17. Jahrhunderts zur anschließenden Abnahme von Grausamkeit und Destruktivität geführt hat ... Vielleicht war es nur Ermüdung; vielleicht war man eines Schreckens inne geworden, der von der Fortsetzung des Blutbades zurückhielt?« Dieselbe, nur durch anthropologische Vermutungen gemilderte Ratlosigkeit verbreitet die Ausstellung über den Ausbruch der Gewalt im 20. Jahrhundert. Vielleicht ließen sich aber doch einige Antworten – wenn auch nicht die eine schlüssige – finden, wenn man die Entstehung, vor allem aber die Entgrenzung von Gewalt in Beziehung bringt mit der weltweiten, aber je verschieden erfolgenden Durchsetzung kapitalistischer Verhältnisse.

Es ist scheinbar nur die geschichtsphilosophische und teleologische Anordnung, die die Differenzen zwischen den in den einzelnen Abschnitten dargestellten »Zivilisationskatastrophen« wieder verdunkelt. (Und so könnte man sagen, hier sind einfach sieben mehr oder weniger gute kleine Ausstellungen zu einer schlechten großen vereinigt worden.) Doch die Anordnung verzerrt manchmal auch das Angeordnete – wie ja auch der Begriff der »Zivilisationskatastrophe« bereits das Verhältnis von Tätern und Opfern verwischt. Dies betrifft sogar den Beitrag über Auschwitz. Aus der richtigen Erkenntnis, daß der Völkermord weder langfristig en detail geplant noch zentral gesteuert wurde, und aus der prägnanten Analyse der immanenten Gesetze und Mechanismen des Lagers zieht Wolfgang Sofsky, wohl beeinflußt durch eine strukturalistische Auffassung von Macht, den Schluß, daß die »Wirklichkeit der Lagermacht ... sich mitnichten auf die Pläne oder rassistischen Überzeugungen der Täter zurückführen« ließe. »Absolute Macht ist kein Besitz einer Gruppe, sie ist eine dynamische Struktur von Praktiken, die die gesamte Lagergemeinschaft durchzogen und bis in die Tiefenstruktur menschlicher Subjektivität eindrangen. Um wirksam zu bleiben, muß Terror den Schrecken verstetigen und die Willkür steigern. Seine innere Bewegung zerstört nicht nur die Opfer, sie verwandelt auch Menschen in Täter. Das Lager war eine Praxis der organisierten Tortur, die ihre Vollstrecker selbst hervorbrachte.« Doch das Lager selbst wurde geplant und gebaut – die Struktur der Macht wurde zunächst durch viele einzelne Entscheidungen geschaffen, ehe es die, die entschieden hatten, und die, denen so gut wie jede Entscheidungsmöglichkeit genommen wurde, verwandelt – etwa als »Vollstrecker hervorgebracht« – hat.

Über ein Jahrzehnt nach Kipphardts *Bruder Eichmann* konstruiert die »Jahrhundert«-Ausstellung des Hamburger Instituts offenbar ein neues Subjekt des ›Nachgeborenen‹. Die Generation der Täter und Mittäter, Eltern und Großeltern, Lehrer und Vorgesetzten, ist abgestorben; die Konflikte, die man mit ihnen nicht ausgetragen hat, sind verjährt; sobald der »Schock« überwunden ist, der durch die nationalsozialistische Herrschaft »für unser Selbstbild« (Reemtsma) ausgelöst wurde (›sogar die Opfer wurden zu Tätern!‹ – dies der angenehmste Schock für die Nachfahren der Täter) – , sobald also der Kultur-Schock überwunden ist, kann der juristische, staatsmännische Ertrag der Verbrechen erwogen werden: Der Nationalsozialismus wird endlich als Präzedenzfall für alle möglichen Konflikte der Weltpolitik (wie sie insbesondere in den ärmeren Regionen drohen) rezipierbar; und beim Verlassen der Ausstellung mag der neugeborene Nachgeborene vielleicht noch einmal gefühlvoll seufzen: ›Ach, ein Jahrhundert der Barbarei‹.

Gerhard Scheit lebt in Wien. Er schrieb zuletzt in KONKRET 10/94 über den Nationalismus der österreichischen Linken

Konkret 05/95, S. 48

Eike Geisel

Die Fähigkeit zu mauern

In der begründeten Hoffnung, ihre Kunden verschmerzten dann leichter die rapide Verschlechterung ihrer Dienstleistungen, hat die Bundespost beschlossen, Briefmarken künftig mit einem neuen Aufdruck zu versehen. Auf den neuen Postwertzeichen steht nur noch »Deutschland«, die Bezeichnung für die politische Form des Gemeinwesens, »Bundesrepublik«, entfällt. Wer seine Post nun mit noch größerer Verspätung erhält, darf sich mit der nationalen Botschaft des Aufklebers trösten; wer künftig einen Brief frankiert, entrichtet keine bloße Beförderungsgebühr mehr, sondern einen Solidaritätszuschlag. Ab jetzt werden Beitragsmarken geklebt.

Wer indes nicht nur mit der Zunge, sondern auch mit dem Herzen dabei sein möchte, wie die Bundesrepublik sich in Deutschland verwandelt, der schenkt dem kleinen, gezackten Viereck weniger Aufmerksamkeit als den großen Symbolen. Nach ihnen giert das Land wie vordem nur dessen östliche Zone nach Mangos. Gedenkstätten, Museen und Denkmäler sind die Südfrüchte der nationalen Identität. Und die delikateste unter ihnen ist das Holocaust-Denkmal, das in Berlin errichtet werden soll.

Waren die Juden Europas vordem wegen nichts und für nichts ermordet worden, so sollen sie nun, ein halbes Jahrhundert nach Auschwitz, endlich den Profit abwerfen, den man damals nicht aus ihnen hatte ziehen können: Nach fünfzigjähriger Lagerfrist im Nirgendwo sind die Seelen der Ermordeten zu jenem süßen Stoff vergoren, durch dessen Verzehr die Deutschen endlich Geschmack an sich selber finden wollen. Und der Ort dieser frivolen Kommunion wird das Holocaust-Denkmal sein. Es wird zum Monument der Vernichtungsgewinnler, die hier dann die Messe eines neuen Kollektivs zelebrieren, das sich wahlweise Erinnerungsgemeinschaft, Verantwortungs- oder Wertegemeinschaft, vorzugsweise aber – so die Initiatoren des Projekts – »Land der Täter« nennt. Dank der Ermordeten haben sie sich zu diesem Reich der Dritten Art zusammengefunden, wie um die Plausibilität des Kollektivschuldvorwurfs auch im nachhinein zu demonstrieren. Vor einem Jahrzehnt waren sie noch auf der Suche nach Mutti und Vati gewesen, um die durch die Geschichte zerrissenen Familienbande wieder zusammenzuknüpfen. Lieber einen Nazi als gar keinen Vater, so lautete die Devise, unter der sich die Bewältiger damals zusammenrotteten. Ihr familiäres Verhältnis zur Vergangenheit findet nun, wo sie mit der Auffassung ernst machen, die Familie sei die Keimzelle eines Volkes, seine logische Fortsetzung in Stahl und Beton von gigantischen Ausmaßen. Das künftige Holocaust-Denkmal, keineswegs so handlich wie etwa die Erzählung *Vati*, ist vor allem Ausdruck eines heftigen Wunsches seiner Befürworter: Sie wollen lieber ein »Land der Täter« als gar keine nationale Kuschelecke. Und insofern ist die Hauptinitiatorin des Projekts, Lea Rosh, nur eine Art Fortsetzung Peter Schneiders mit anderen Mitteln.

Das geplante Denkmal, konzipiert als nationale Weihestätte mit Vorgaben zur »Annäherung an das Denkmal durch die Bevölkerung« und zur »Annäherung im Rahmen staatlicher Anlässe«, ist freilich nur der rituelle Schlußstein einer jahrelang gepflegten Bemächtigungspraxis. In deren Verlauf haben sich die Landsleute bei Ausstellungen, Seminaren, Kursen und Betroffenheitsprojekten aller Unart über die imaginierten Eigenschaften der vertriebenen oder umgebrachten Juden hergemacht, um angeblich herauszufinden, was jüdisch sei. Am Ende sagen sie voller Inbrunst: »Wir Deutsche«. Sie haben sich bei diesem spirituellen Kannibalismus nicht anders verhalten als die Angehörigen eines wilden Stammes, die das Gehirn oder andere Körperpartien des getöteten Feindes verspeisen, um dessen eingebildete Qualitäten auf sich zu übertragen. In der Bundesrepublik hatte die völkische Wahrnehmung und Inbesitznahme der Ermordeten die Form einer kollektiven Selbsttherapie angenommen. Aufgrund dieser Erfahrung können nun viele Zeitgenossen den Juden wieder erklären, wie sie sich als solche zu verhalten hätten. Manche pochen dabei auf mehr als die durch den geistigen Verzehr erworbenen Kenntnisse von Folklore und Religion, sie reklamieren verwandtschaftliche Beziehungen.

Die Fernsehjournalistin Lea Rosh war, wie sie einmal gegenüber der »Zeit« ausplauderte, über die Beschäftigung mit dem administrativen Massenmord (den sie lieber Völkermord nennt) zur Neigungsjüdin geworden, weshalb sich die arische Edith dann Lea rufen ließ. In ihrem Fall blieb es freilich nicht bei Neigung und Wahlverwandtschaft, also bei den durchschnittlichen Zudringlichkeiten, derer sich die Juden erwehren müssen. Sie unternahm den erfolgreichen Versuch, die toten Juden unter deutsche Vormundschaft zu bringen. Einspruch von den Überlebenden blieb aus. Und wenn man heute in Deutschland das Wort Holocaust hört, denkt man deshalb unwillkürlich an eine GmbH unter dem Vorsitz von Lea Rosh.

Ihr und ihren Mitstreitern zufolge sollte sich die Monströsität des Verbrechens in die Dimension des Mahnmals übersetzen. Es sollte, wie der Direktor des Jüdischen Museums in Berlin, Amnon Barsel, lakonisch kommentierte, »eine große Sache auf einem riesigen Arsenal« entstehen. Außerdem mußte man gegen die Konkurrenz bestehen, gegen Israel, »die da natürlich ganz anders rangehen« (Lea Rosh), und natürlich gegen die USA, deren Griff nach dem deutschen Eigentumsrecht an den Ermordeten Lea Rosh besonders empörte, als in Washington das Holocaust-Museum ohne ihre Zustimmung gebaut wurde: »Dieses Museum wird außerhalb Europas errichtet, in einem Land, das in den Mord nun

wahrlich nicht verstrickt war.« Schließlich galt es, sich gegen falsche Mündel abzusichern, die es sogar hingenommen hätten, von der Denkmalsinitiative unter Kuratel gestellt zu werden. Zigeuner nicht erwünscht, ließ die eingebildete Jüdin von ihrem Ehemann Jakob Schulze-Rohr, dem Geschäftsführer des Denkmalvereins, erklären: »Die reinrassigen Zigeuner wurden geschont und als interessante Rasse anerkannt. Die wurden nicht verfolgt ... Wir wollen einfach verhindern, daß durch eine Pauschalisierung alles in einen Topf geworfen wird.«

Als die Jury Ende März zwei erste Entwürfe prämierte, eine überdimensionale, schräg ansteigende Grabplatte und ein Geviert aus Stahlträgern, da kaprizierte sich die Kritik vornehmlich auf ästhetische Fragen: »monumental und offiziös«, »Schwere des Materials« (»taz«), »heroisches Zeichen« (Museumsdirektor Barsel), »jämmerliche Materialschlacht« (3. Preisträgerin Renata Stih). Leser fragten besorgt: »Wie wäre es mit Zärtlichkeit, der Aufforderung zum Verweilen, mit konkretem Leben?« Andere rechneten vor, daß für das Eingravieren der Namen aller Ermordeten, sollten diese Namen eine andere Schriftgröße haben als die Buchstaben auf dieser KONKRET-Seite, eine Grabplatte von der dreifachen Größe des zur Verfügung stehenden Grundstücks erforderlich wäre. Einhundert Graveure wären 30 Jahre beschäftigt, und es entstünden Lohnkosten von rund 300 Millionen Mark. Eine »Machbarkeitsstudie« soll jetzt Auskunft geben über die Fähigkeit zu mauern.

Man könnte zur Finanzierung der Platte, schlägt die Denkmalsunternehmerin vor, auch einen toten Juden adoptieren und für dessen Namenszug zahlen. Aus Neigungsjuden würden durch diese postmortale Zwangsadoption dann vollwertige Nachkommen der Toten. Und damit wäre das Holocaust-Denkmal der Stein der Waisen, die endlich ihre Eltern gefunden haben. Die neuen Erbschleicher vergreifen sich deshalb auch gleich an der Tradition ihrer annektierten Vorfahren und wollen die Grabplatte mit Felssteinen aus Massada garnieren. Dort hatten Juden zur Zeit der römischen Besatzung kollektiv Selbstmord begangen. Für diesen frühen Schritt in die richtige Richtung werden sie nun spät von den Deutschen geehrt, die leider jenem Heroismus zwölf Jahre lang etwas nachhelfen mußten.

Alle beteuern ihre gute Absicht. Und genau die gilt es zu fürchten. Niemand hat bei dem Dreischritt von der Humanität über die Nationalität zur Frivolität je die Frage gestellt, mit welchem Recht sich Deutsche so fürsorglich an den Ermordeten vergreifen. Walter Benjamins Warnung, daß die Sieger vor den Toten nicht Halt machten, wäre für Lea Rosh das Geschwätz »ewiger Besserwisser«. Zu diesen gehört auch Julius Posener, der aus der Emigration zurückgekehrte Architekturhistoriker. Schon 1985 schrieb er: »Nach vierzig Jahren habt ihr das Recht auf ein Mahnmal an diesem Ort verwirkt.«

Und warum melden sich die Juden nicht zu Wort gegen diesen Diebstahl ihrer Erinnerung? Sie sind die lebenden Ausstellungsstücke in einem Land, das kein nationales Holocaust-Museum braucht, weil es selbst eines ist. Ihre zaghaften Einwände nehmen sich aus wie Feigheit vor dem Freunde, dessen Zuneigung sie sich nicht sicher sein können. Je bohrender ihre Zweifel, desto heftiger schmiegen sie sich an die Macht an. Sie zahlen nun an Lea Rosh den Preis für das Geschenk, das sie dem Kanzler gemacht haben. In der Neuen Wache haben sich die Opfer den Tätern beimengen lassen. Jetzt müssen sie die Umklammerung durch den Sieger hinnehmen.

Konkret 05/95, S. 49

Kay Sokolowsky

Tranchirers letzter Abschnitt

Eine Welt aus nichts als Worten: Nach 35 Jahren verabschiedet sich Ror Wolf von seinem enzyklopädischen Alter ego

Das Buch beginnt mit dem Ende: »Am 9. März des vergangenen Jahres betrat ich die Wohnung meines Kollegen und Freundes, des Wirklichkeitswissenschaftlers Tranchirer, und mußte bemerken, daß der bekannte Forscher, Denker und Universalautor verschwunden war.« Spuren führen nach Genk und von dort nach Topeka, aber das sind bloß Gerüchte – : »Er sank ins allererbärmlichste Elend hinein. Man hat niemals wieder etwas von ihm gehört.«

Fünfunddreißig Jahre lang hat Ror Wolf diese Figur gepflegt, sie üppig mit Manierismen und Tics versehen, um sich den »genialen Veröffentlichungskünstler« erst als Strohmann, später als Alter ego zu halten. Es dürfte also ein schwerer Schritt und Schnitt für ihn gewesen sein, von dieser Maske zu lassen. Tatsächlich erlaubt der Dichter, sonst diskret und diszipliniert bis zum letzten Punkt, sich in seinem neuesten Buch eine Wehmut und Intimität, die – aber der Reihe nach.

Tranchirers letzte Gedanken über die Vermehrung der Lust und des Schreckens beendet die *Enzyklopädie für unerschrockene Leser*, ein Riesenexperiment in Formen und Bildern, wie es außer Ror Wolf niemand gewagt, geschweige gepackt hätte. Drei Bände im Großformat, mit Bildcollagen des Verfassers verschwenderisch ausgestattet, und ein Supplementbüchlein liegen nun vor – insgesamt rund anderthalbtausend Glossen, in denen Tranchirer sich über die Welt verbreitet. Mag sein, daß Wolf bei Niederschrift des ersten Bandes – d.i. *Raoul Tranchirers vielseitiger großer Ratschläger für alle Fälle der Welt* – an eine Fortsetzung der Angelegenheit noch gar nicht dachte. Aber es muß ihn bald gejuckt haben, da die poetischen Möglichkeiten, die ihm, dem begnadeten Miniaturisten, durch die pseudolexikalische Methode eröffnet wurden, damit noch lange nicht erschöpft waren. So kam es zu den *Mitteilungen an Ratlose*, dann zur *Welt- und Wirklichkeitslehre*, und nun, mit den *Letzten Gedanken* aus dem Nachlaß des Verschwundenen, zum angemessenen Abgang für Raoul Tranchirer.

Wolfs *Enzyklopädie* ist, unübersehbar, eine Satire auf das Paradegenre der Aufklärung. Der stolze Hochmut, mit dem die großen Enzyklopädisten die Erscheinungen entgötterten und auf den Begriff brachten, verkommt bei Tranchirer, dem selbsternannten »Welthygieniker«, zum Größenwahn eines Solipsisten. Vor seinem wüsten Zugriff ist nichts sicher; sogar das Alphabet, das die wilde Vielfalt der Phänomene so kalmierend sortieren hilft, bringt er mächtig zum Schwanken: »Das A ist ein apfelartiger Ton«, heißt es unter »A«; »Bei gewissen Buchstaben atmen wir besser«, unter »E«; und unter »I«: »Das I ist der hellste Vokal der Welt.« Es ist völlig unmöglich, irgendein Lexikon noch ernstzunehmen, nachdem man die Tranchirer-Bücher gelesen hat.

Auf den zweiten, immer noch eiligen Blick erscheint ein komplettes Kompendium bürgerlicher Anmaßung und Zwangsphantasien. Indem Ror Wolf die Ratgeberliteratur des 19. Jahrhunderts zitiert und parodiert, seinen Büchern also eine Patina überzieht, die ganz museal wirkt (immer wieder geht es um die Schädlichkeit des Korsetts oder die Gefährlichkeit der Zugluft) – indem er, d.h. Tranchirer, sich eifrig und zornig Problemen widmet, die längst kein Mensch mehr hat, wird die rasende Verfallszeit sämtlicher letzter Wahrheiten (bzw. Gedanken) aufs Eleganteste vorgeführt. Das imperiale Gehabe, mit dem Tranchirer seinen Erkenntnisschrott verkündet, das ständige Geblähe, es habe niemand vor ihm mutiger und erschöpfender die Wirklichkeit beschrieben, dieweil er ein gewaltiges Gruselkabinett aus Halluzinationen und Irrwegen aufbaut – diese monströse Selbstüberschätzung, völlig ignorant gegen ihre Konsequenzen, liegt nur wenige Überdrehungen entfernt von Edward Teller und Peter Singer. So schreibt die *Enzyklopädie für unerschrockene Leser* eines ihrer beiden großen Vorbilder, das fragmentarisch hinterlassene *Dictionnaire des idées reues* von Flaubert, konsequent zu Ende.

Allerdings wäre sie um wenigstens zwei Bände zu lang geraten, steckte nicht noch ein gut Stück mehr in ihr. Die durchweg wohlwollenden bis begeisterten Rezensionen, die sie bisher geerntet hat, feiern denn auch, sobald der satirische Aspekt erledigt ist, ausführlich Sprachwitz und Verspieltheit der Tranchirertexte. Womit die Rezensenten natürlich und allemal recht haben. Da sie es aber regelmäßig versäumen, Wolfs Motive für die surrealen Effekte und formalen Eigenwilligkeiten zu klären, klingen ihre Epitheta betr. Virtuosität und Clownerie eher herablassend; so, als wollten sie den Wiederholungstäter mit dem Hinweis auf seine technische Brillanz entschuldigen.

Dabei waren sie nur zu bequem, einen dritten Blick zu werfen. Dann nämlich gibt die *Enzyklopädie* sich zu erkennen als fortgesetzter Fallbericht eines Mannes, dem die Realität desto schräger entgleitet, je grimmiger er sie zu fassen versucht – und der, scheiternd an den Widerständen der Wirklichkeit, sich seinen eigenen Kosmos zurechtschreibt. Es ist dies ein Grundthema der Wolfschen Prosa: die Neuschöpfung der Welt durch das Wort; und all die Witze und Kapriolen, die Wolf veranstaltet, camouflieren bloß die Verwirrung, die seine Figuren (und er) empfinden über das Mißverhältnis von Sprache und Sache.

Tranchirers Lexika sind Wörter-Bücher im engsten Sinne, sie stellen das Wort über alles. Seine eigenartige Semantik sieht die Wörter nicht als etwas Gegebenes an, sondern als etwas Unerhörtes, Sensationelles. In dem sehr programmatischen Artikel »WORTHUNGER« notiert er: »Das Suchen bereitet großes Vergnügen, auch das Suchen nach Worten. ... Sie werden bemerken, daß es nichts Schöneres gibt als den Worthunger, als die Lust, Worte zu hören, ganz gleichgültig, welche Worte es sind.« Durch sein dauerndes Staunen über Klänge und Anklänge finden die vergammeltsten Floskeln, die verbrauchtesten Wörter endlich wieder zu sich selbst, und so, vielleicht, auch die Dinge. Daß die zugehörigen Texte, die doch ausdrücklich »Wirklichkeitswissenschaft« betreiben, laufend ins Phantastische umschlagen, ist nur konsequent: Wer von den Phrasen den Deckel hebt, der entfesselt zugleich die Begriffe; ohne Konfusion geht das nicht ab.

Wenn Tranchirer sich in die Zeichen, in Assonanzen und Assoziationen verspinnt, erwachsen einzelne Buchstaben plötzlich zu handelnden Figuren, und das tranchierte Wort gelangt zu einer Realität, die es, vor lauter Abgenutztheit, seit Menschengedenken nicht mehr hatte: »QUAL. Die Qual beginnt mit dem qualligen Q, gefolgt vom kleinen geduckten U und von einem mit mäßig geöffnetem Mund gesprochenen, also ganz offenen armlangen A und schließlich vom L, einem gleitenden Zitterlaut.« Das ist verspielt, aber gar nicht zum Lachen, nämlich die Beschreibung einer Folter. Es muß schon ein Verrückter (oder ein Genie wie Ror Wolf) sein, wer die Wörter so todernst nimmt, daß sie ihm wieder zu leben beginnen.

Verrückt ist Tranchirer ohne Frage, und die penetrante Emphase, mit der er sich als Erforscher und Enthüller der Wirklichkeit preist, zeigt klar, woran er es wurde. Durch seine Mißverständnisse, seine Misanthropie, Pedanterie und Egozentrik grüßt von fern Charles Kinbote, Held des zweiten großen Vorbilds für die *Enzyklopädie*, des Nabokovromans *Pale Fire*. Beide bauen sich aus nichts als Worten systematisch ein Privatuniversum auf und nennen es das Wahre, obwohl nichts sie mehr schreckt als die Wahrheit. Aber Wolf geht weiter als Nabokov: Wo Kinbote noch in seiner Realität eine fremde, »richtige« dulden muß, nämlich die des Dichters Shade und seiner Elegie »Fahles Feuer« – da schafft sich Tranchirer alles, sogar seine Feinde, selbst.

Die Zweifel, die ihn unentwegt anfallen – er ist verrückt, aber nicht blöd – , tut er umgehend als freche Schmutzigkeiten eines Dr. Klomm ab. Denn wie es sich für jeden ordentlichen Bürger seit Heinrich Faust gehört, hat Raoul Tranchirer sich einen Dämon zurechtgemacht, der ihm für alles einstehen muß, was er selber verbockt: »Das Ansammeln von Gedanken hat man bei Klomm ebensowenig beobachten können, wie die Anwendung von Erfahrungen. Zorn, Bosheit, Tücke dagegen schon.« Um seine fragile Wörterwelt gegen Klomm, den Erfinder der »Opferklemme«, diesen »halbasiatischen Nachahmer«, zu sichern, postiert Tranchirer an jeder denkbaren Stelle Gleichgesinnte, die sagenhaften Gelehrten Lemm, Collunder und Wobser; gelegentlich schützt ihn gar ein landesweit operierender »Wirklichkeitsverein« vor Anfechtungen.

Aber selbst das genügt nicht, überall sickert und weht die feindliche Exosphäre in Tranchirers Hirnkosmos herein: »Die ganze Welt ist porös«, schreibt er, merklich entsetzt, unter »POREN«, »das Wasser, das Haus, der Himmel, alles porös.« Das folgende Stichwort behandelt die »QUAL«, und im nächsten, »QUELLEN«, heißt es abschließend: »Die Gegend ist leer, alles ist fortgeflossen; die ganze Weltoberfläche gelblich, abgefressen, bewegungslos und von Kot bedeckt.« Unter diesen Bedingungen wird jeder Schritt vor die Tür lebensgefährlich; darum erhebt Tranchirer mehrmals schwere Bedenken gegen das Gehen, lobt das Stehenbleiben und bemerkt kategorisch: »Manchmal ist Ruhe statt Bewegung nötig.«

Und so, kurz nachdem er auch noch die »ZIMMERGYMNASTIK« verteufelt hat, verschwindet Tranchirer aus seiner Welt. Denn »ein Mensch, der sich vollkommen ruhig verhält, erregt kaum unsere Beachtung; ein Mensch erscheint uns vielmehr erst als Mensch, wenn er sich bewegt.« Auf der vorletzten Bildcollage des Buchs kann man Tranchirer wie angefroren im Packeis stehen sehen, halb überwuchert von gigantischem Unkraut.

Die letzte zeigt vier Kuttenträger mit einer Totenbahre auf den Schultern; am linken Bildrand paßt ein älterer Herr, vermutlich Dr. Wobser, auf, daß ein mannshoher Stoß Folianten, vermutlich Tranchirers Gesamtwerk, nicht umfällt. Es könnte sich aber auch um Dr. Klomm handeln, der dem Stapel soeben einen Schubs gibt. Die 75 Collagen, die Wolf den *Letzten Gedanken* beigegeben hat, stehen der Komplexität und dem Hintersinn des Textes kaum nach. Ihr Reichtum an Illusionen und exzentrischen Details, ihre souveräne Ignoranz der Schwerkraft und anderer Naturgesetze lassen sie wie Fotografien aus Tranchirers Wahnwelt erscheinen. Jede schildert eine Geschichte für sich, und dennoch steht keine beziehungslos zwischen den Stichworten herum.

Die antike Gravität der Collagenelemente, die aus Zeitschriften des letzten Jahrhunderts stammen, und die ungeheuerlichen Zustände, in die sie geklebt werden, entsprechen genau der pompösen Diktion Tranchirers und seinen völlig entgleisten Wahrnehmungen. Oft sind die Korrespondenzen auch ganz konkret: Es wird von der »WASSERHOSE«, einer »der glanzvollsten Naturerscheinungen des Weltalls«, berichtet, und nebenan greift eine hochgeschlossene Dame in eine Wasserhose wie ins Register einer Orgel, eine seltsame Maschine produziert dazu mit mechanischen Mündern Vokale.

Immer wieder taucht Raoul Tranchirer in den Grafiken auf: ein schlanker bärtiger Mann in den besten Jahren, der die Katastrophen, die da geschehen, ziemlich ungerührt begutachtet. Diese Auftritte geschehen so zufällig, wie das Abc den traurigen Bericht seines Untergangs über das Buch verstreut, durch Anleitungen zur Redekunst und Zauberkunststücke

unterbricht, hinter demonstrativem Optimismus und irreführenden Titeln versteckt. Ror Wolf war nie ein Mann für plane Romane, und wenn er, wie hier, ausdrücklich von A bis Z erzählt, dann nur, um genau das nicht zu tun. Auf doppelte bis fünffache Böden, auf Vexierbilder und Puzzlespiele muß schon gefaßt sein, wer sich in Tranchirers Kopfchaos begibt. Was Computer-Adventures bloß versprechen, lösen die *Letzten Gedanken* meisterlich ein: Der Leser wird zum Regisseur der Geschichten, und jedes Querlesen eröffnet ihm neue. Nicht auszuschließen, daß Wolf, mit seiner beträchtlichen Hörspiel- und Filmerfahrung, inzwischen an einer CD-ROM arbeitet; »ich bin von der Notwendigkeit von Büchern überhaupt nicht überzeugt«, hat er schon 1971 erklärt.

Der lange Abschied von Raoul Tranchirer verbirgt zahlreiche Sätze, in denen Ror Wolf von sich selber redet. Weil er das nur ungern tut, muß man sich aber durch mehrere Bedeutungsebenen graben, um sie zu finden. »Der Weg zu den Worten führt über die Worte«, heißt es unter »WORTHUNGER«, und das ist nicht bloß die Tautologie eines verrückten Wirklichkeitsforschers, sondern Wolfs poetisches Prinzip.

Alle seine Texte demonstrieren, mit enormer Kunstfertigkeit, wieviel Gerede, wieviel Wortgeklingel und Nonsens es braucht, um endlich etwas zu sagen; wie sich bei den simpelsten Wendungen Abgründe auftun, wenn nur ein einziges Wort gegen die Regel gelesen wird. In der Glosse »TOCHTER«, anhand des banalen Satzes »Meine Tochter trägt gern ihren blauen Rock«, liefert Wolf ein nachgerade lehrbuchhaftes Beispiel seiner Poetik ab. Und übertreibt die Sache so stark (der Satz entfaltet, allein durch wechselnde Betonungen, gleich sieben verschiedene Bedeutungen), daß nicht einmal diese Worte, die doch einen Weg zu all seinen Worten eröffnen, einen sicheren Boden bieten: »Ich hatte gar nicht die Absicht, das alles zu schreiben, was Sie soeben gelesen haben; aber es ist nun einmal passiert.«

So nah wie in den *Letzten Gedanken* standen Wolf und sein Alter ego sich nie, manchmal ist überhaupt nicht mehr auszumachen, wer da gerade wessen Autobiographie verfaßt: »Ich mache den Leser in aller Freundlichkeit darauf aufmerksam, daß ich die Eigenschaft, in meinen Schriften sofort oder später gemütlich zu werden, mein ganzes Leben über vermieden habe.« Und es ist die pure Selbstironie, wenn Wolf, der notorisch Zuweniggelesene, im Vorwort Dr. Collunder sagen läßt: »die Kunst Tranchirers war die Kunst der Erfolglosigkeit.« Die gleichsam schwebenden Miniaturen »NEBEL« und »MOND« allerdings sind für einen, der Tranchirer heißt, im Grunde viel zu zart: »Der Regen fällt ganz langsam und still herunter; man kann ohne Mühe durch ihn hindurchschauen... er ist so leicht, so ungefährlich, es ist nicht anzunehmen, daß er uns auf den Kopf schlägt.«

Man darf aber sehr wohl annehmen, daß Ror Wolf es wenigstens zur Hälfte ernst meint, wenn er seinem Double wehmütig nachruft: »Was Tranchirer für die Welt war, wird sich erst allgemein fühlbar machen, nachdem er aus ihr verschwunden ist. Er hinterläßt eine Lücke, die im Augenblick voll auszufüllen kein lebender Mensch fähig sein dürfte.«

Ror Wolf: *Tranchirers letzte Gedanken über die Vermehrung der Lust und des Schreckens*. Geb., 180 S., 75 z.T. vierfarbige Collagen des Autors, Anabas Verlag, Gießen 1994, 128 Mark

Kay Sokolowsky schrieb in KONKRET 8/94 über die Showtalker Ilona Christen und Hans Meiser

Konkret 05/95, S. 52

Er□ in Riess

Die Ermord□ ng des J□ rg Haider

Der □ ermeintliche □ Skandalroman der ne□ n□ iger Jahre□ ist in Wahrheit blo□ eine mi□ gl□ ckte Kolportage. □ ber Josef H □ Opernball□

»Trink einen Schluck, du Blödmann.«

Die größte europäische Fernsehgesellschaft kauft den Wiener Opernball. Der Starjournalist Kurt Fraser moderiert die Direktübertragung der Ballnacht. Unter den Ballgästen befinden sich die wichtigsten Staatsmänner Osteuropas und hervorragende Würdenträger aus Aristokratie und Hochfinanz. Die ehemalige Dynastenfamilie der Monarchie ist ebenso vertreten wie die heimische Politprominenz. Zu den Zelebritäten gehören auch die Führer rechtsextremer Parteien aus Frankreich, Italien (Allesandra Mussolini) und Österreich (Jup Bärenthal). Sie fallen gemeinsam mit 3.000 Ballbesuchern einem Gasattentat zum Opfer, das von einer kleinen Neonazigruppe, den »Entschlossenen«, ausgeführt wird. Anführer der Gruppe ist ein wirrer Jüngling mit dem Nom de guerre »der Geringste«, dessen Biographie deutliche Parallelen mit den Jugendjahren Adolf Hitlers aufweist. Kurz nach dem Anschlag werden Wahlen abgehalten, die mit einem Sieg der rechtsextremen nationalen Partei enden. Sie stellt daraufhin den Innenminister, der für die Aufklärung des Attentats verantwortlich ist. Der Journalist Fraser verfolgt per Regiewagen das Massensterben in der Oper. Unter den Toten erkennt er seinen Sohn Fred, einen Kameramann.

Soweit die ersten 20 Seiten des Romans. Von einem kurzen, operettenhaften Finale abgesehen, bringen die restlichen 460 Seiten Abschriften von Tonbandmitschnitten, die Fraser, der eine TV-Dokumentation des Anschlags erarbeitet, während zahlreicher Gespräche mit überlebenden Ballbesuchern, Sicherheitsbeamten und Tätern aufgenommen hat.

Josef Haslinger zählt zu den profiliertesten Vertretern der jüngeren österreichischen Schriftstellergeneration. Als Funktionär diverser Kulturvereinigungen und als Mitbegründer der antirassistischen Organisation »SOS-Mitmensch« wurde er in den letzten Jahren über die Grenzen des Feuilletons hinaus bekannt. Zu seinen literarischen Arbeiten zählen eine Novelle, eine Erzählung, ein materialreicher Essayband über die Waldheim-Jahre und ein Reisebericht über die USA. *Opernball* ist Haslingers erster Roman. Die Markteinführung des Buches wurde ähnlich aufwendig inszeniert wie die Fächerpolonaise des Jungdamen- und Jungherrenkomitees auf dem Opernball selbst. Zuerst machten Gerüchte über den »Skandalroman der neunziger Jahre« die Runde, dann nährten Vorabdrucke in Magazinen das Interesse, schließlich bekräftigten erste Rezensionen das Bild vom »Schlüsseltext«, und das »Literarische Quartett« erging sich in hymnischen Ausrufen: »wahnsinnig spannend«, »höchst intelligentes Buch«, »psychologische Meisterleistung«, »temporeich«. Der Roman erschien pünktlich zum Wiener Opernball 95 und eroberte sofort die Spitze der Verkaufslisten. Er hatte erreicht, was im Kulturstaat Österreich sonst nur einem Abfahrtsolympiasieger oder Claus Peymann gelingt: Er wurde zum Tagesgespräch.

Kritiker verweisen darauf, daß mit *Opernball* ein bislang in der österreichischen Nachkriegsliteratur unbekanntes Genre Einzug gehalten habe, der »Politthriller«, dessen Charakteristika □ verknappte Sprache und das Aufspüren von Themen der Zeit □ Haslinger glänzend beherrsche. Tatsächlich ist diese Literaturgattung, sieht man vom traurigen Häufchen der Krimischreiber ab, in der Zweiten Republik neu. Vor dem Krieg aber bestand in Wien eine reiche Tradition des politischen Unterhaltungsromans. 1922 veröffentlichte Hugo Bettauer in Abständen von wenigen Monaten die Romane *Die freudlose Gasse* (wenig später von G.W. Papst verfilmt), *Das entfesselte Wien, Stadt ohne Juden* und *Der Kampf um Wien.* Die Romane folgten einem durchgängigen Schema □ ein sympathischer Held behauptet sich gegen den Filz aus Politik und Geschäft, der im Wien der frühen 20er Jahre einen Skandal nach dem anderen produzierte. Bettauer denunzierte Polizeipräsidenten und Defraudanten, Finanzmagnaten und Politiker. Die Heuchelei der Christlich-Sozialen, das Nörgeln der Großdeutschen und die Dummheit der Nationalsozialisten beschrieb er in immer neuen Geschichten, wobei er sich nicht die Mühe machte, die handelnden Personen auch nur notdürftig zu verkleiden □ er zerrte die Intriganten vor den Vorhang. Bettauers Kampf gegen die zweite Gegenreformation, seine Verhöhnung des klerikalen Faschismus stießen bei den Lesern auf begeisterten Zuspruch. *Stadt ohne Juden,* ein miserabel geschriebenes Buch, in dem Bettauer gleichwohl mit erstaunlicher Prophetie die Vertreibung der Wiener Juden vorwegnahm, erreichte innerhalb weniger Monate eine Verkaufsauflage von einer Viertelmillion. Als Jude und Parteigänger des »Roten Wien« schlug Bettauer offener Rassenhaß entgegen □ die Tobsuchtsanfälle der Christlich-Sozialen mündeten nicht selten in Faustkämpfe, die auch im Parlament und im Wiener Gemeinderat ausgetragen wurden, wo Horden von tobenden Antisemiten die Sozialdemokraten immer mehr in die Defensive drängten.

Bettauers Einsatz für ein modernes Sexualstrafrecht, sein Kampf für die Abtreibungsfreiheit und gegen die Bestrafung von Homosexualität vereinte die Fronde seiner Verfolger zu pogromartigen Feldzügen in den Gazetten. Selbst jüdische Zeitungen distanzierten sich von ihm, da sie □ wie sich zeigen sollte, zu Recht □ befürchteten, daß dem verbalen Furor bald der offene Terror folgen würde. Auch der Sozialdemokratie ging Bettauer zu weit; der Gesundheitspolitiker Tandler

forderte die Konfiszierung von Bettauers Zeitschrift, lediglich der Schulreformer Glöckel und Finanzstadtrat Breitner □ er finanzierte aus den Luxussteuern die Errichtung der Wiener Gemeindebauten □ stellten sich hinter den Publizisten.

Nach zwei Jahren wüster Pressehetze setzte der Nationalsozialist Otto Rothstock die tausendfachen Aufforderungen zum Mord in die Tat um, er schoß Hugo Bettauer in den Redaktionsräumen der »Wochenschrift« nieder. In den folgenden Prozessen wandelte sich der Mörder zum Ankläger, und der Gemeuchelte wurde mit Spott und Hohn überschüttet. Bettauer hatte das Bürgertum an seinen empfindlichsten Stellen getroffen, dem Bankkonto und der Sexualmoral. Die defensive Haltung der Linken □ auch die Kommunisten distanzierten sich vom »Pornographen« Bettauer □ , der Mord und der De-facto-Freispruch des Täters waren ein Indiz dafür, daß schon neun Jahre vor dem Bürgerkrieg die Ausgangspositionen für das kommende Debakel bezogen waren.

Im Unterschied zu Bettauer, der sich in seinen Romanen mit der Beschreibung der Wiener Gesellschaft beschied, denkt Haslinger global. Kein Thema der letzten Jahrzehnte, das von ihm nicht kommentiert wird: Die Zukunft der Medien, der Golfkrieg, die Waldheim-Affäre, das Migrations- und Flüchtlingswesen, der Untergang des Kommunismus, die Kreisky-Ära, der Absturz der Lauda-Air-Maschine in Thailand, der Anschlag auf die Wiener Synagoge, Zimbabwe, der Bosnienkrieg, Sarajewo und Lockerbie □*Opernball* ist ein Parforceritt durch dieSchlagzeilen der letzten Jahre. Seltsamerweise behandelt Haslinger, der danach trachtet, nichts weniger als die ganze Welt einzufangen, den österreichischen Mikrokosmos stiefmütterlich. Anders als Bettauer, der seinem Haß gegen die Herrschaft der Scheinheiligen freien Lauf ließ, kennt Haslinger keinen wirklichen Gegner, er legt sich mit niemandem an, sein Thriller erscheint merkwürdig zahnlos und unentschieden. Seine Neonazis erinnern eher an die katholische Landjugend als an moderne Faschisten. Der Führer der Gruppe verströmt seine Energie in endlosen Bibelsprüchen, andauernd faselt er vom großen, mystischen Krieg, dem Harmageddon.

»Der Feind fällt nicht vom Baum wie ein reifer Apfel. Da würde ihn niemand bemerken, er wäre einer unter vielen. Ein Feind muß wie ein alter Dorfbrunnen der Mittelpunkt des Lebens sein. Er muß gehegt und gepflegt werden. Er muß eine einfache, einprägsame Figur darstellen. Aller Wildwuchs an ihm ist auszumerzen. Wenn nur eine Daumenbreite von ihm sichtbar wird, muß jeder sofort seine riesige, bedrohliche Gestalt vor sich sehen und darf eine Schrecksekunde lang nichts anderes denken als: Das ist er.«

Wie der »Geringste« an Blausäure herankommt, wie es überhaupt möglich sein soll, 3.000 Menschen über die Entlüftungsanlage der Staatsoper in wenigen Sekunden zu töten, erfährt der Leser nicht. Bekanntlich haben die Nazis den industriellen Massenmord mit Gas jahrelang erprobt, hinter dem Holocaust steckten umfangreiche technische und organisatorische Planungen. Haslinger borgt sich das tabuisierte Bild des Gastods, und er tut dies mit einer Selbstverständlichkeit, als handelte es sich um irgendein beliebiges Tableau, eine jener unzähligen Menschheitskatastrophen eben, deren unterschiedslose Aneinanderreihung nach revisionistischer Auffassung Geschichte ausmacht. Die Fiktion ist aber nicht befugt, sich leichtfertig über historische Tabus hinwegzusetzen, und der inflationäre Gebrauch des Worts »vergasen« stellt einen solchen Tabubruch dar. Darüber hinaus finden sich in *Opernball* weitere Tendenzen zur Relativierung des Holocaust. Etwa wenn Frasers Sohn, der von seiner Rauschgiftsucht geheilt wird, den Entzug mit dem Dasein in einem KZ vergleicht. Oder wenn Fraser sich durch die amerikanischen Panzer, die, mit mächtigen Schaufeln bewehrt, irakische Soldaten in ihren Wüstenbunkern unter riesigen Sandbergen ersticken, an einen Caterpillar erinnert sieht, der die Leichenberge in den KZs beseitigte.

Peripheren Fragen widmet Haslinger mehr Aufmerksamkeit: Details aus den Fahrplänen der Wiener Verkehrsbetriebe täuschen eine Authentizität vor, die der Handlung abgeht. Die näheren Umstände des Attentats bleiben im Dunkeln, dafür wendet sich der Autor der ausführlichen Beschreibung der Polizei und ihres Einsatzes gegen die von Autonomen veranstaltete Antiopernballdemonstration zu. Diese Passagen sind mitunter vergnüglich zu lesen, dennoch bleibt unklar, wieso die Autonomen nur als gesichtslose, randalierende Masse auftreten, während die Neonazis mit großem, manchmal fast wohlwollendem Einfühlungsvermögen gezeichnet werden.

Die Kolportage kann nur von ihrem Anliegen her verstanden werden, hier gilt tatsächlich der Wille fürs Werk, und wenn, wie bei Bettauer, ein scharfer Blick auf politische Macht sich mit der Unerschrockenheit paart, die handelnden Charaktermasken kenntlich auftreten zu lassen, hat sie ihre Möglichkeiten ausgeschöpft. *Opernball* aber läßt vermissen, was eine gelungene Kolportage auszeichnet: die offene Attacke gegen die Mächtigen, den Auftritt des Ideals, das seine Kraft aus der Kluft von trotziger Kühnheit und realer Macht schöpft und dadurch den Leser als leidenschaftlichen Voyeur in seinen Bann schlägt. Die Weltfülle von *Opernball* ist aber nur die Kehrseite der zugrundeliegenden Ideenarmut. Kein Neonazi käme auf die Idee, den Opernball anzugreifen, Neonazis verprügeln Ausländer, sprengen Roma in die Luft, verschicken Briefbomben. Ihre Beschränktheit mag sie uninteressant erscheinen lassen; in der Tat gibt es keine langweiligeren Menschen als jugendliche Faschisten, und ein umsichtiger Autor würde schon aus Gründen des geistigen Selbstschutzes vermeiden, sie in das Zentrum einer Erzählung zu rücken. Nichtsdestoweniger ist die Berechenbarkeit der Nazis geschichtsnotorisch. Nie legen sie sich mit den Mächtigen an, gern aber gehen sie gegen vermeintlich Unterlegene vor, Menschen, deren Schwäche sie als zur Gewalttat herausforderndes Mal interpretieren. Was für einen Grund sollte es

geben, daß Neonazis ihre potentiellen oder tatsächlichen Geldgeber und Sympathisanten in Frack und Smoking ermorden? Nicht der Opernball ist der Feind der Nazis, sondern jene, die gegen den Opernball als Fest der Reichen protestieren. Tatsächlich kam es in den Jahren der Antiopernballdemonstrationen regelmäßig zu faschistischen Überfällen auf die Demonstranten. Vollends absurd ist die Idee, Jörg Haider von Neonazis ermorden zu lassen. Jeder österreichische Faschist bekennt sich, sobald er nur den Mund aufmacht, zu Haider und der F-Bewegung. Nicht wenige waren und sind ja Mitglieder der Freiheitlichen.

Haider als Opfer der Neonazis, eine weiterreichende Exkulpation, eine größere Mißachtung und Verharmlosung seiner Rolle bei der Formierung der extremen Rechten ist schwer denkbar. Aber Haslinger kapituliert nicht nur vor Haider, er verschließt auch die Augen vor der SPÖ, deren Exponenten in Sozial- und Innenministerium objektiv den Rechtsextremen in die Hände arbeiten. Und das in einer Zeit, in der die Volkspartei zerfällt und Grünliberale unfähig sind, deren Erbe anzutreten, so daß das sogenannte bürgerliche Lager, das in Österreich immer das kleinbürgerliche war, führerlos dahintreibt. Haider ist stärker und gefährlicher denn je, zu allem entschlossene Nazis bomben sich, die Sicherheitsbehörden und die Justiz verhöhnend,ungehindert durchs Land, doch der Aufklärungsschriftsteller weigert sich, die Realität wahrzunehmen. Er schraubt den Füllhalter zu, bevor er zu schreiben ansetzt. Wo andere Täter am Werk sehen, erkennt er Opfer. In Wahrheit sind die Neonazis selber nichts als eine schmierige Kolportage. Und vor der Trivialität ihres Terrors kapituliert die ausgeklügeltste Story.

Die Verkennung der realen Verhältnisse erscheint als Verklärung der Gegner. Und so liest sich das Buch, als wäre es von einem Repräsentanten der Staatsmacht verfaßt, der tatsächlich an die Bedeutung des Opernballs für ein geordnetes Staatswesen glaubt. *Opernball* erzählt viele Geschichten, vor allem aber berichtet der Roman von der Sprachlosigkeit angesichts einer versinkenden Republik. Hätte der Autor diesen Weg weiter verfolgt, wäre vielleicht nicht der erste österreichische Politthriller, wohl aber eine spannende Kolportage entstanden. So aber rächt sich die konsequente Mißachtung des eigentlichen Themas (das Heranreifen des Faschismus im Kokon der bürgerlichen Gesellschaft) in einer unbegriffenen Beschwörung von Gewalt.

Vieles spricht dafür, daß das Genre des Politthrillers ein distanziertes, von bürgerlicher Arbeitsteilung geprägtes Verhältnis zum Staat voraussetzt. Nur selbstbewußte Citoyens empfinden Genuß an der Dekuvrierung der Staatsmacht. In einem Land aber, in dem der Staat die bürgerliche Gesellschaft längst erdrosselt hat, hat auch der Politthriller keinen Platz. Wer vom Staat Aufklärung erhofft, ist für Kritik verloren. In zivilisierten Ländern entsteht in solchen Konstellationen belanglose Unterhaltungsliteratur. In Österreich wird daraus ein betulicher Landserroman.

Josef Haslinger: *Opernball.* S. Fischer Verlag, Frankfurt/M. 1995, 477 Seiten, 44 Mark

Erwin Riess schrieb in KONKRET 4/95 über Rassismus unter Linken

Konkret 05/95, S. 55

Horst Tomayer

Tomayers ehrliches Tagebuch

Sehr geehrter Herr Hans Magnus Enzensberger,

Ihr Gedicht »Die Visite« in dem Band *Kiosk* (bei Suhrkamp, 129 Seiten, 34 Mark) kann ich Ihnen aus Gründen, die durchschlagender sind als Pauspapier, einleuchtender als der Sonne Strahl und dringender denn Eilboten, nicht durchgehn lassen.

»Als ich aufsah von meinem leeren Blatt, stand der Engel im Zimmer. Ein ganz gemeiner Engel, vermutlich unterste Charge«, eröffnen Sie die Beschreibung einer in Lourdes ihr Beispiel suchenden Erscheinung. »Sie können sich gar nicht vorstellen«, lassen Sie sodann den geflügelten Gast zu Ihnen sagen, »wie entbehrlich Sie sind.« Und dann lassen Sie ihn loslegen, gegen Sie, Herr Enzensberger:

»Eine einzige unter fünfzehntausend Schattierungen der Farbe Blau, sagte er, fällt mehr ins Gewicht der Welt als alles, was Sie tun oder lassen, gar nicht zu reden vom Feldspat und von der Großen Magellanschen Wolke. Sogar der gemeine Froschlöffel, unscheinbar wie er ist, hinterließe eine Lücke, Sie nicht.«

Sie hätten dann, enden Sie, »an seinen hellen Augen« abgelesen, daß er, der Engel, »auf Widerspruch, auf ein langes Ringen« gelauert habe, jedoch Sie hätten sich »nicht gerührt«, Sie hätten gewartet, »bis er verschwunden war, schweigend«.

Herr Enzensberger! Hießen Ihre Eltern Sie Hans Parvus, daß Sie sich peinlichkleinlich von einer Chimäre, und noch dazu einer von Ihnen selbst als subaltern eingeschätzten, über die Schulter schauen lassen müssen? Und haben Sie, dessen turmhohe, in 71 Sprachen übersetzte Weltauflage gewiß Stückra zehn Millionen beträgt, je ein Blatt Papier länger leer liegen gelassen als ein Alkoholiker das volle Glas stehen läßt?

Und so einer wie Sie, an dessen Lippen so manches himbeermündige, ebenholzhaarige und mandelpuddinggschmackige Mädl (nicht nur bei Ihren Lesungen!) hing, der will plötzlich weniger sein als wie ein analphabetischer Stein, eine deppert vor sich hinschimmernde Farbnuance, eine terrestrisch gesehn restlos unintressante Wolke oder eine Pflanze aus der Gattung der Alismaceen (wiewohl letztere namentlich für die Kalmücken einen gewissen Nährwert hat, siehe Meyers Konversationslexikon, Leipzig, 1885)?

So einer wie Sie, den Vater und Mutter doch Hans Magnus und nicht Hänschen Klein in den Wanderstecken gekerbt, der will plötzlich weniger sein als die zur billigen Verblüffung leicht Verblüffbarer namegedropten Dinge?

So einer wie Sie, so ein Gesunder, so ein Betuchter, so ein Geschmackvoller, so ein Ehrendoktorbehüteter und Gepriesener will plötzlich (unterm Altersstein?) Ausscheider von Asselgedichten sein?

Ich habe als Lyriker weißgott nicht Ihr enormes Meritum, das mag an mangelndem Fleiß liegen oder an den Nachwirkungen des Fahrradunfalls in der Kolonnenstraße zu Berlin in den Morgenstunden des 17. Juni 1968 (Contusio cerebri), what shalls, nur – wenn ich mein AEG-Rabatt-Gedicht, mit dem ich dem Waschmaschinenkapital zwanzig Mark abluchste, mit Ihrer Engelsvisite vergleiche, dann ist mir meine am Augsburger geschulte Kampfpoesie lieb und teuer, Ihr (willma sagen:) »Gratisdevotismus an die Gesamtnatur« (wennse wissen was ich meine) jedoch leider zerwider; ganz und gar nicht abgesehen davon, daß Sie die Jugend, die mehr ist als der Garant unserer Rente, nämlich *der* Träger der Hoffnung auf ein Menschheitssystem ohne private Aneignung bei gesellschaftlicher Produktion, mit solchem Zeug der geballten Hand entfremden.

Oh, wie Ihr vom peitschenden Leder **zieht**

Ihr grausamen AEG-Debitoren **Süd**

Prokurist(In?) Titze, Sachbearbeiterin Fr. **Goss**

Wie Ihr hinter Euch zuschmeißt der Menschlichkeit Tür ins unmenschliche **Schloß**

Wie Ihr, mit genageltem Stiefel tretend das christliche **Gebot**

der Skontofristkulanz, mit der Garotte namens Zwangsvollstreckung **droht**

Das haben, in der Zeit der Wiederkunft des Sohns des **Herrn**

Wir, der AEG die Treue Haltenden, nicht gern, oh nein, nicht **gern**

Oh, Ihr mächtigen AEG-Debitoren Süd, seid im Namen der **Skontofristüberziehungsmenschlichkeit**
Zu einem urchristlichen Kompromiß **bereit**
Und erfüllt des Skontoschuldners **Bitte**
Der Skontoschuld die Hand zu reichen dürfen in Betrages **Mitte**
Ach, wie von Herzen gern und auch wie **zügig**
Zahlte ich, beispielsweise, sechsundzwanzig Mark und Pfennig **dreiundvierzig**
In lodernder Erwartung
Ihres okay
verbleibe ich
Ihnen Ihr h.t.

Konkret 05/95, S. 56

Stefan Seifert

Das Geheimnis ist der Ball

»Vfoul«, »Erwin«, »Hennes«, »LöwenZahn«, »Übersteiger« oder »Schalke unser« heißen die Fanmagazine, die man seit einiger Zeit in deutschen Fußballstadien in die Hand bekommt. Sie künden von einer neuen Fangeneration und einem veränderten Blick auf den Sport

Der Fußball hat eine abwechslungsreiche Geschichte hinter sich: als frühes dörfliches Raufspiel im mittelalterlichen England, als Bestandteil der Gegenkultur der Arbeiterbewegung und schließlich als kommerzialisierte und gezähmte Angestelltenkickerei im heutigen Profigeschäft (vgl. dazu Schulze-Marmeling: *Der gezähmte Fußball*.) In den 70er Jahren hatten sich vorübergehend auch Linke für dieses Spiel interessiert, damals, als Paul Breitner vor einem Mao-Bild posierte und Günther Netzer so etwas wie Kreativität in die deutschen Stadien brachte. Seither aber hat sich die Linke völlig aus den Fußballarenen verabschiedet und im Laufe der Zeit eine starke Abneigung gegen diesen Sport und seine Anhänger entwickelt. Fußball gilt heutzutage als Synonym für dumpfe, diffuse Gewalt, für eine fanatisierte und damit unberechenbare Männermasse, für Chauvinismus und Rassismus und für die hemmungslose Profitgier der Vereinsbosse.

Ganz abgesehen davon, ob sich diesem Sport etwas abgewinnen läßt oder nicht, abgesehen davon also, ob Fans und Spielern ein IQ oberhalb der Körpertemperatur attestiert werden kann oder nicht, sprechen die Erfahrungen der 80er Jahre ja tatsächlich eine deutliche Sprache. Unvergessen sind die nationalen Exzesse nach WM-Siegen, die Gewaltausbrüche in und vor den Stadien, die fremdenfeindlichen Gesänge in den Fankurven. Unbestreitbar gilt, was Roman Horak und Wolfgang Reiter in ihrem Buch *Die Kanten des runden Leders* so beschrieben haben: »Fußball ist stets auch eine Folie, auf der sich soziale, politische und kulturelle Entwicklungen deutlich abzeichnen oder auf die kollektive Sehnsüchte projiziert werden.« Insofern war es kein Wunder, daß mit den Pogromen der wiedervereinigten Deutschen auch in den Fußballstadien faschistische Symbole der Hit und rassistische Sprüche zuhauf geklopft wurden. Eberhard Seidel-Pielen bilanzierte dies so: »Die Mehrheit der Fans ist tendenziell rechts, mehrheitlich ausländerfeindlich, aber ohne ideologischen Unterbau.« Dabei hatte Michael Kühnen schon Anfang der 80er Jahre ein »Aktionspapier« vorgelegt, in dem er beschrieb, wie die Rekrutierung von Fußballfans für nationale und faschistische Ziele abzulaufen habe. In einigen Vereinen, so etwa in Dortmund, schien die Strategie der Neonazis rasch aufzugehen. Dort nämlich machte die berüchtigte »Borussenfront« mit ihren »SS-SA-Borussia«-Rufen von sich reden. Der FAP-Funktionär »SS«-Siggi Borchert leistete auch außerhalb des Westfalen-Stadions wirkungsvolle Arbeit: Mit seiner Borussenfront überfiel er Kneipen und verprügelte Ausländer.

Auf Dauer Fuß fassen konnten die organisierten Nazis allerdings auch in Dortmund nicht. Dafür waren die Adressaten der Kühnenschen Strategie, die Hooligans, für straffe Kaderorganisationen zu ungreifbar. Ihre Form der Auseinandersetzung reduzierte sich zumeist auf »Städtekriege« mit anderen Fans und nicht auf die planvolle Durchsetzung germanischer Lebensprinzipien. Statt dessen organisierten sich in den Fanblöcken Anfang der 90er Jahre zahlreiche Fußballanhänger, die die Schnauze voll hatten vom rassistischen Gehabe in den Kurven und die auch nicht länger mit rechtsradikalen Fans in einen Topf geworfen werden wollten. So ist erklärbar, daß sich trotz der nur wachsweichen Verlautbarungen und Aktionen zum Thema Ausländerfeindlichkeit, zu denen sich der Deutsche Fußballbund (DFB) genötigt sah (»Mein Freund ist Ausländer«), in den Stadien tatsächlich etwas veränderte. »In den letzten Monaten«, konstatierte K. Weber-Klüver 1993 in *Fußball und Rassismus*, »ist in den deutschen Fußballstadien offensichtlich mehr über die Bedeutung rassistischer Schmähungen nachgedacht worden. Die Gesänge werden rarer und weniger stimmgewaltig; wenn sie angestimmt werden, formieren sich umgehend Gegengesänge.«

In Kaiserslautern etwa gab es die Fanaktion »Rote Karte dem Rassismus«, bei der 20.000 Fans mit roten Karten winkten. In Gelsenkirchen verteilten Schalker Fans und Spieler Flugblätter gegen den Rassismus. Darin heißt es (November 92): »Klar ist auf jeden Fall, daß ein paar Lichterketten nicht ausreichen werden, um die braunen Hetzer wieder in die Schranken zu weisen. Tatenlosigkeit ist das Schlimmste. Wir werden uns alle einmischen müssen, wann immer Ausländerfeindlichkeit und Rassismus ihre häßliche Fratze zeigen – egal ob als blöder Spruch, als Überfall auf Asylbewerber oder als Türkenwitz.« In Dortmund stimmten die Fans während des Uefa-Cup-Spiels gegen Saragossa in den Ruf »Nazis raus« ein. In Frankfurt ließen die Eintracht-Fans T-Shirts mit der Aufschrift »Zeugen Yeboahs« und »Eintracht Fans, offen für alle Farben« drucken. In Düsseldorf wurde eine gemietete Plakatwand mit Vereinsemblem und zertretenem Hakenkreuz versehen. In Berlin eröffneten die AFFI'S, die antifaschistischen Fußballfaninitiativen, den Fanladen »Anstoß«, der vereinsübergreifend arbeitet und gemeinsam mit den türkischen Fans der Mannschaft von Türkiyemspor ein zweisprachiges Magazin herausgibt.

Es scheint jedenfalls, als ob sich der offene Rassismus aus den Stadien zurückgezogen hätte, als ob es nicht mehr »in« sei, sich als Faschist zu zeigen. »Der bierseelige Rassismus geht in Lauerstellung, er wurde verdrägt in die ›Privat‹-Gespräche mit dem Nachbarn oder am Stammtisch. Inwieweit sich diese, erstmal nützliche Tabuisierung zu einem Bewußtseinswandel auswächst, wird auch von weiteren Anstrengungen abhängen«, schreibt Volker Goll, selbst aktiv in der Fanszene, im Sommer 1994 in »links«. Eine Frucht dieser Anstrengungen ist die Gründung des Baff, des Bündnisses antifaschistischer

Fußball-Faninitiativen und -Fanclubs, ein Zusammenschluß aus Aktivisten der linken Fanszene, aus Mitarbeitern diverser Fanprojekte, Sozialarbeitern und den Fanbeauftragten der Vereine. Beim zweiten Treffen des Baff während der letzten WM in Düsseldorf versuchten die Teilnehmer, eine internationale Vernetzung mit Faninitiativen in den Niederlanden, England und Italien herzustellen. Man erarbeitete eine Resolution gegen die »Versitzplatzung« der Stadien, die Uefa und Fifa bis 1999 durchsetzen wollen, und kritisierte die frauenfeindlichen Sprüche des Bundestrainers. Außerdem wurde ein Katalog erstellt, der von den Vereinen die Verpflichtung einfordert, »gegen rechtsextreme und diskriminierende Äußerungen und Symbole vorzugehen«.

Ein weiteres Ergebnis der Anstrengungen in der Fanszene sind die Fanmagazine, die in den vergangenen beiden Jahren gegründet wurden: etwa »Hennes« in Köln, »Vfoul« in Bochum, »Schalke unser« in Gelsenkirchen, »LöwenZahn« in München oder »Erwin« in Offenbach. In ihnen verknüpft sich mehrerlei: zum einen das neue antifaschistische und antirassistische Selbstverständnis dieser Fans sowie ihre Opposition gegen die zunehmende Kommerzialisierung des Sports und gegen die Abschaffung der Stehplätze, zum anderen aber auch eine neue Form der Selbstinszenierung: »Holen wir uns das Spiel zurück«, lautet allenthalben die Devise. Den Weg dorthin pflastert man mit Ironie, Satire und Spaß am Spiel, statt wie früher den Frust abzulassen, wenn die eigene Mannschaft verlor. Die Blätter sind meist sehr professionell gemacht, werden in Auflagen bis zu 4.000 Stück verkauft – oder, wie in München, bei einer Auflage von 12.000 kostenlos verteilt.

Auch durch ihren Mix aus Pop, Fußball und Politik (am deutlichsten wohl bei »Hennes« in Köln) unterscheiden sich die neuen Fanzines von den herkömmlichen. Die traditionellen Fanhefte nämlich werden meist nur in einer Auflage von ein paar Hundert kopiert und verteilt. Darin wird dann in erster Linie Nabelschau betrieben und darüber berichtet, wer wann bei welchem Auswärtsspiel wieviel alkoholische Getränke intus hatte. Daneben gibt es natürlich weiterhin Hefte, die in eher klassischer Weise Faninteressen verteten, wie etwa das Düsseldorfer »Come Back«, das Wuppertaler »TNT«, das Rostocker »Frösi – Fröhlich sein und singen«, das Frankfurter »Fan geht vor« oder »Hornsby`s Carpe Diem Werder« in Bremen. Diese Fanzines verstehen sich meist als Anwälte aller Fans und warten mit einer soliden Spielberichterstattung und durchaus kritischen Artikeln zur Vereinspolitik auf.

Sowohl den neuen als auch den letztgenannten Magazinen gemein ist der Versuch, sich gegen die billigen Vorurteile, die gegenüber Fußballfans in der Öffentlichkeit bestehen, zu wehren. Mit dem Unterschied allerdings, daß sich die neue Generation der Blattmacher anders definiert. Volker Goll, Redaktionsmitglied des Offenbacher »Erwin«: »Der Erwin ist bewußt so angelegt, es nicht allen recht machen zu wollen. Wir pflegen einen sehr egozentrischen Stil und wollen unsere Sichtweise von Fußball klarmachen.« Was sich da auf dem Bieberer Berg artikuliert, sei »eine Mischung von diversen Einflüssen, von Leuten, die eh auf den Fußballplatz gehen, sich aber auch für was anderes interessieren.«

Vorbild für die Blattmacher der neuen Fanzines war, was in England seit Mitte der 80er Jahre passierte. Dort hat sich, aus dem Schock angesichts der 39 Toten beim Spiel des FC Liverpool im Brüsseler Heysel-Stadion, eine Gegenbewegung zu den Hooligans gebildet, aus der schließlich eine lebendige, linke Szene unter den Fußballfans erwuchs. Was sich unter anderem auch in zahlreichen Magazinen niedergeschlagen hat – am bekanntesten ist wohl »When Saturday Comes« mit einer monatlichen Auflage von 40.000 Heften.

In Deutschland haben die Fans des FC St. Pauli diesen Ball als erste aufgenommen. Hatte doch dort der Rest einer erfolgreichen Bürgerinitiative gegen den Abriß des Stadions am Millerntor 1989 den berüchtigten »Millerntor Roar« aus der Taufe gehoben. Neben Artikeln über »Heroin in St. Pauli« oder die Mietenpolitik im Viertel formulierten die Fans ihren politischen Anspruch in der ersten Ausgabe folgendermaßen: »Natürlich machen wir Politik. Wir machen Politik, weil wir es nicht den Rechten und Nationalisten überlassen wollen, uns – wie schon seit Jahren – den Spaß am Fußball zu vermiesen ... Traurig ist nicht nur, daß wir es als Zuschauer und Fans in den letzten zehn Jahren vermehrt mit rechtsradikalen Idioten zu tun haben, sondern daß dieser Scheiß von vielen Leuten bereits so verinnerlicht wurde, daß er nicht mehr politisch – und darüber hinaus sogar als zum Fußball gehörig angesehen wird.« Inzwischen haben die Fans in St. Pauli erreicht, »was man erreichen kann« – so der Fanbeauftragte Sven Brux. »Wir haben einen Fanladen, können im Verein mitbestimmen, von der Tribüne sind keine Fascho-Gesänge mehr zu hören, und wir haben es geschafft, die Öffentlichkeit aufmerksam zu machen auf das, was bei uns und im Verein abläuft.« Der »Millerntor Roar« hat sich 1993 aufgespalten in zwei Nachfolgehefte, den »Übersteiger« und das »Unhaltbar«. Beide verkaufen etwa 3.000 Exemplare und haben eine ebenso klare antirassistische Position wie ihr Vorgänger.

Schufen die St. Paulianer das politische Vorbild für die anderen Fanzines in Deutschland, so hat man das zweite Anliegen der neuen Fangeneration gemeinsam entwickelt: den Spaß am Spiel. Alle Fanzine-Macher können stundenlang von diversen Partys erzählen, die vor, während und nach Spielen mit St. Pauli gefeiert wurden. Im Vordergrund steht dabei immer, wie sich die Fans selbst inszeniert haben, wie sehr der Spielausgang in den Hintergrund rückt. »Diese spielerisch-karnevalistische Fankultur bleibt den Rechten mit ihren haßerfüllten Negativabgrenzungen komplett unerschlossen«, meint Volker Goll. Das gilt auch für die Macher des Fußballs. Denn für die Bundesliga-Clubs und für die Funktionäre des traditionell stocksteifen und deutschnationalen DFB sind Fans nur dann geduldet, wenn sie sich ordentlich benehmen, also

ohne zu murren hohe Eintrittspreise zahlen, den hochdotierten Spielern artig zujubeln und auch sonst das Geschäft nicht weiter stören.

Wer nun aber auf Seiten der Linken im Erstarken der progressiven, engagiert antirassistischen Fußballfankultur eine Möglichkeit sieht, eine bislang unbeackerte Szene für eigene Zwecke zu gewinnen, wird sich rasch eines Besseren besinnen müssen. Denn nur wer um die Geheimnisse des Fußballs weiß, kann dort überhaupt mitreden. Und die liegen, wer könnte dies treffender formulieren als der Ehren-Spielführer der Nationalmannschaft, Uwe Seeler, auf der Hand, respektive am Fuß: »Das Geheimnis des Fußballs«, sagt er, »ist ja der Ball.«

Stefan Seifert schrieb in KONKRET 1/95 über Staatsgeschäfte in Italien

Konkret 05/95, S. 59

Ka□ Sokolo□ sk□

Nationale Doktorspiele

Wie der Deutsche sich das Paradies vorstellt? Ein Blick in eine der □ ahllosen TV-Ar□ tserien kl□ rt auch dar□ ber noch auf

Krankenschwester Eva sorgt sich um ihren Bruder. Immer öfter ertränkt er seine finanziellen Sorgen in Alkohol. Er vernachlässigt den Job und vor allem seinen Sohn Georg. Dr. Burgner nimmt den Jungen bei sich auf. Eva ruft Dr. Frank zu Hilfe.

Wenn das Leben ein Traum der Hölle ist – und einiges spricht ja dafür – , dann wäre es ziemlich arrogant, den Lebenden vorzuwerfen, wie infernalisch banal ihre Träume sind. Weil aber weit mehr dafür spricht, daß die Hölle ein Traum des Lebens ist, darf man die Menschheit, oder wenigstens ihre deutschen Vertreter, durchaus für einen Haufen Flachköpfe halten, die sogar das Elysium mit Friedhofsstimmung ausstatten. Haben sie doch als schönste ihrer Fluchtwelten bloß so was zustandegebracht: *Als Daniel und Marianne das Fest verlassen, erreicht sie ein Anruf aus der Klinik. Verzweifelt kämpft Silke gegen den HIV-Virus. Prof. Laudenberg verschafft ihr das neuentwickelte Serum. Eva ruft Dr. Frank zu Hilfe.*

Sie lassen es sich gefallen, daß ihnen die Reallöhne gekürzt, Feiertage genommen, Wohlfahrtsleistungen gestrichen werden; nehmen es hin, daß die Abzocker sie, die Abgezockten, zu Bescheidenheit und Opferbereitschaft mahnen; nicht einmal die Aussicht, daß ihnen ihr Liebstes, ihr neues Auto, an der nächsten Tankstelle um die Ohren fliegen könnte, regt sie sonderlich auf – : Aber besonders wundern darf das nur den, der noch nie eine TV-Arztserie besichtigt hat. Einmal »Bergdoktor« reicht hin, um zu wissen, wie der Deutsche sich das Paradies vorstellt. Nämlich als einen Ort, wo jeder jeden kennt und überwacht, wo alles Kraut im vollen Saft steht, obwohl es nie regnet, wo der Mensch weiß, an welchen Platz er gehört, und einer, der aus der Reihe tanzt, schnell zu spüren bekommt, was er davon hat. Und, vor allem: wo der Erlöser vom Übel sogar nachts noch Hausbesuche macht.

Groddeck will die Ursache von Hein Fabers Krankheit aufdecken. Er verlangt eine zweite Obduktion. Kaum in der Klinik zurück, wirft man Brinkmann einen Kunstfehler vor, der ein Jahr zurückliegt. Eva ruft Dr. Frank zu Hilfe.

Will der Kulturkritiker sich über seine Ohnmacht gegen das Fernsehen trösten, redet er am liebsten davon, wie flüchtig und sekundengebunden, wie geschichtslos sei, was es treibt. Und bemerkt dabei gar nicht, daß die Herrschaft des Fernsehens über die Bilder längst auch eine über die Zeit geworden ist. Es manipuliert, dank Super-Slo-Mo, den Augenblick bis zum Exzeß, der »ran« heißt; es schneidet mißratene Szenen aus einer Sendung und nennt das Ergebnis »live on tape«; und was immer geschieht, ist nicht etwa mit der Show vorbei, sondern wird demnächst wiederholt. So souverän springt das Fernsehen mit der Zeit um – Gott selber könnte neidisch werden. Daß die Kundschaft den Kirchen und nicht den Kabelgesellschaften massenhaft davonläuft, seit der Solidarbeitrag nach Ausgleich verlangt, zeigt deutlich genug, wessen Offenbarung das Rennen gemacht hat. Denn das Fernsehen vollbringt nicht nur Wunder über den Augenblick. Es beherrscht, durch seine Serien, auch die Ewigkeit.

Liane gerät an einen zwielichtigen Arzt. Die Vietnamesin Mel hat seit zwei Tagen Wehen. Laudenberg darf seine Untersuchungsergebnisse nicht mehr einsehen. Er will der Kurpfuscherin das Handwerk legen. Pfarrer Hauberer ist erkrankt. Eva ruft Dr. Frank zu Hilfe.

Die Serie verheißt Unvergänglichkeit, weil das Ende einer Folge noch lange nicht das Ende ist, weil all ihre Episoden sich gleichen, weil von der Titelmusik bis hin zur Frisur des Helden sich nie etwas ändert. Das Gesetz der Serie, die Wiederkehr, schenkt den Hauptfiguren die Unsterblichkeit und ihrem Milieu die totale Permanenz. Und wenn die Show nach einigen Staffeln ausläuft, sorgt ihre todsichere Wiederholung im nächsten Jahr schon dafür, daß unser Glaube an die Resurrectio, kurzfristig erschüttert, aufs glänzendste bestätigt wird. Wahre religiöse Inbrunst für eine Fernsehserie bricht aber erst dann aus, wenn sie zur Kontinuität auch noch ein Idyll samt Heiland liefert: Daher die Pilgerfahrten ins Glottertal, als die halbe Nation in den Bann der »Schwarzwaldklinik« geraten war; daher auch die Enttäuschung der Pilger darüber, daß Professor Brinkmann nirgends zu sehen war.

Doch Irene gibt nicht auf. Der Bergdoktor ist Strohwitwer. Das asthmakranke Mädchen hat ein Auge auf den Arzt geworfen. Als der ihre Liebe nicht erwidert, greift sie zu einer tückischen List. Sein Vermieter kündigt ihm die Praxisräume. Eva ruft Dr. Frank zu Hilfe.

Den aktuellen Boom der Fernsehärzte bloß damit zu erklären, daß sie niemals Staus im Wartezimmer haben, ihren Kranken alle Zeit der Welt widmen und jedes Gebrechen kurieren, wäre zu einfach. In der deutschen Arztserie geht es nur am Rande um Diagnose und Therapie. Es geht um die Wege und Schläge des Schicksals, denen der Herr Doktor sich ruhig und tapfer stellt, bis die Sache vorbei ist. Mit gewöhnlichen Beschwerden wird er im Handumdrehen fertig; harte Fälle löst er durch Hingabe und eine sagenhafte Kenntnis der allerneuesten Technik. Stirbt ihm doch mal ein Patient weg: nicht seine Schuld, der Apparat hat versagt, Kismet. Trotzdem übernimmt der Doktor sofort die Verantwortung, ganz Soldat am Wolgastrand,

erträgt diese Prüfung ebenso aufrecht, wie er die Intrigen seiner Neider abwehrt oder die Avancen verliebter Patientinnen ausschlägt.

Unerwartet bekommt Dr. Burgner Besuch von Irmi, der besten Freundin seiner verstorbenen Frau. Ihr Knöchel ist zertrümmert: Ende der Karriere. So entschließt er sich zusammen mit Dorothee zum völligen Bruch mit seinem bisherigen Leben. Eva ruft Dr. Frank zu Hilfe.

Unterwegs zur inneren Einheit, will die Nation in ihrem Lieblingstraum vom ewigen Leben, der Arztserie, keine Halbgötter sehen, sondern stille Helden, groß im Dulden wie im Zupacken, stets bereit, ihr eigenes dem Volkswohl zu opfern: »Was ist denn so wichtig an einer Praxis?« fährt Merthin eine Blase von Partylöwen an. »Daß sie mir gehört? Einem guten Frauenarzt gehören vor allem die Patientinnen.« Grammatisch ziemlich unklar; aber hier soll ja auch kein Vorbild für gutes Deutsch, sondern ein guter Deutscher stehen. Das wird nämlich mit acht Millionen Zuschauern belohnt. Während das US-Produkt »Chicago Hope«, obgleich in jeder Beziehung ca. zehnmal besser gestrickt, grad die halbe Quote packt. Denn diese Doktoren fluchen, saufen, begehren des Nächsten Weib und tun Dinge, die »für normale Menschen nicht nachvollziehbar« sind, wie eine Leserin der »Funk Uhr« schreibt.

Stefan ist außer sich. Eva ruft Dr. Frank zu Hilfe.

Die kursiv gesetzten Passagen wurden kompiliert aus Programmhinweisen div. Fernsehzeitschriften zu »Die Stadtklinik«, »Frauenarzt Dr. Markus Merthin«, »Dr. Stefan Frank – Der Arzt, dem die Frauen vertrauen«, »Der Bergdoktor«, »Die Schwarzwaldklinik«.

Konkret 05/95, S. 60

Barbara Kirchner

Wir sind Familie

Eine Schlampe mit Absichten: die Komikerin Roseanne Barr und ihre One-Woman-Show □ Roseanne□

»We are family / I got all my sisters with me.«
Sister Sledge: »We are Family«

Serien im Fernsehen sind Geschmackssache wie alles, worüber man unter nicht ganz doofen Leuten streiten kann und soll. Es kommt eben immer darauf an, lustige oder praktische Gründe zu haben, warum man eine bestimmte Voraussetzung für ein bestimmtes abgeschlossenes Universum akzeptiert, begrüßt, umarmt. Ist man dann soweit, hat man irgendeiner meist freiwillig beschränkten Voraussetzung die eigene Urteilskraft geopfert, gibt es die Belohnung, das Zuckerstückchen. Der Spaß daran kommt daher, daß man sich dran aufgeilen kann, wie nun alles zusammenpaßt und aufeinander zurennt, unter dem gütigen Himmelszelt der Voraussetzung, daß man die Voraussetzung akzeptiert.

Im Falle der Serien, die ich behandeln möchte, ist die Voraussetzung die, daß es lohnen kann, auch nach der Pubertät noch dem Schauplatz Familie Aufmerksamkeit zu widmen. Dieses Axiom kann nicht weiter aufgelöst werden, man kann nur zustimmen oder ablehnen. Bei den entwickelteren, komplizierteren Formen von Familienserien hängt die Chance, Spaß dran zu haben, möglicherweise stark davon ab, wie weit man der eigenen Familiengeschichte entkommen ist oder dran glaubt, man wäre entkommen. Nicht alle können immer über alle Witze lachen.

Wer sagt überhaupt, daß Familien und familienähnliche Formen des Zusammenlebens erwachsener Menschen witzig sein können? Vielleicht die Geschichte, der große Gang von Politik und Wirtschaft im Westen. Vielleicht ist die Familie als Witz, die »schrecklich nette Familie« oder die Familie mit dem »Rock'n'Roll Daddy« (beides erfolgreiche Shows) wirklich ein Beispiel für die alte Behauptung, daß lustige Formen Verfallsformen sind, daß das Gegacker immer entsteht, wo vorher das Gejammer groß war und alle Energien verbraucht hat. Der ausgebrannte hohle Rest kann nur noch kichern und sabbern. Es riecht zwar immer sehr nach Zwecklüge, wenn man sowas behauptet, aber ich denke, es gibt da einen Trend – wenn er nicht stimmt für die Welt als Ganzes, dann zumindest für die hippen Kult-Fernsehgucker.

In den mittleren und späten Achtzigern waren »ernste«, »tragische«, jedenfalls dramatische Familienserien beliebter Gesprächsstoff, von »Dallas« und »Denver« bis zu den Schmalspurversionen irgendwo zwischen »Unter der Sonne Kaliforniens«, »Falcon Crest« usw. – die Sitcoms dagegen, die Serien mit dem Lachtonband, befaßten sich selten mit der Familie pur, der Familie als eigenständiger Maschine, sondern lieber mit dem Gedankenspiel: Familie trifft auf X. Dabei war X wahlweise der skurrile Außerirdische, der wahnsinnige Untermieter oder sonst etwas Absurdes. Die Absurdität der Familie selber aber war tragisch, nicht witzig. (Die witzigen Serien waren jedenfalls nicht absurd, »Familienbande« mit Michael J. Fox beispielsweise war einfach Kinderprogramm, die Leute beim ZDF kamen gar nicht auf den Gedanken, daß es bei dieser Sendung um eine andere Perspektive als die der Jugendlichen und Kinder gehen könnte. Auch die ersten Cosby-Show-Folgen, die in Deutschland gezeigt wurden, liefen im Kinderprogramm, z.B. am Wochenendkindernachmittag im ZDF. Das Lachen über die Konfliktchen bei Familie Fox, bei Peter Weck in »Ich heirate eine Familie« und bei den »Wiecherts« war allenfalls ein schleimiges »Lachen mit«, kein fieses »Lachen über«, wie das heute, in der Ära Bundy, so gröhlend gefordert wird. Deshalb interessierte das auch nur die Spießer und hatte keine Chance, Kult zu werden.)

Die großen Familienbühnen der Carringtons, Ewings, Colbys usw. lieferten Szenarios, in denen die Familie jeweils Hindernisse abgab, die Leute scheitern lassen: Man kommt nicht ans Geld, man kriegt den Typen nicht rum, man tritt auf der Stelle, man säuft und redet und redet und redet und redet. Wenn es so aussieht, als wäre man über den Berg, stirbt Jock, der Patriarch, unter mysteriösen Umständen, oder Miß Ellie bekommt Brustkrebs, oder banaler: Der Versuch, sich eine Existenz als Kleingewerbetreibender aufzubauen, scheitert an den Intrigen der Lokalgötter oder daran, daß die beste Freundin Firmengeheimnisse gegen Beischlaf verscherbelt hat. Die kleine Frau, der kleine Mann, besonders, wenn sie noch was vom Leben erwarten, stellen erschüttert fest, daß das Basislager Familie, der Panzer für Notzeiten, zerfressen und verseucht ist, daß die Kämpfe, auf die das Familienleben vorbereiten soll, es längst erreicht und unmöglich gemacht haben. Der selbstzerstörerische Suff und der schale Sex sind die einzigen Gewinner. Natürlich hatte auch »Dallas« seine witzigen Momente, durchaus absichtliche, aber ein Lachtonband hätte da wirklich bizarr gewirkt – eher hätte schon ein Klage- und Jammerchorendlosband gepaßt.

Das von der blöderen linken Kritik gegen diese Shows geäußerte Argument, hier würde sich niemand wiedererkennen, das sei Eskapismus, da niemand so viel Geld habe wie diese Leute, entstammte der versauten Beobachtungsgabe von Leuten, die nicht begreifen, daß Realismus vergröbern und vergrößern muß, wenn er richtig reinfetzen soll. In Wirklichkeit erkannten sich sogar Gymnasiasten in den Affären des Hauses Ewing, und das lag einfach daran, daß das große Geld von der Seriendramaturgie weise dazu benutzt wurde, die gewohnten Gefühle zu verstärken, ein Ausleben der Hochs und Tiefs in expressiveren, extremeren Formen zu erlauben. So wie mein sozialdemokratischer Deutschlehrer von »zur Kenntlichkeit

entstellen« brabbelte, wenn er ein Brecht-Stück »vermitteln« wollte, so arbeiteten die Serienfamilien mit dem Material »bürgerliche Familie«: Wie jemand vor Haß die Zähne zusammenbeißt, das kann man nicht zeigen, weil das niemand sieht. Also schmeißt er eben, brüllend vor Schmerz, eine Ming-Vase in einen Art-Deco-Spiegel, reißt sich die goldene Uhr vom Handgelenk und erwürgt die Siamkatze, während die nervlich zerrüttete Gattin den teuren Scotch gleichmäßig in Kehle, Dekolleté und Wohnzimmer verteilt.

Dann kam der Übergang von einer Welt, in der die letzten Illusionen teils freudig, teils jammernd, aber jedenfalls unter beachtlichem Aufwand zerstört wurden, in die Neunziger, in denen nur noch gelacht wird und der Bierernst der »Denver«-Wiederholungen eine harte Geduldsprobe selbst für ehemalige Fans darstellt, die heute lieber »Dumpfbacke« Bundy für eine Aufmachung lächerlich gemacht sehen, in der in »Denver« oder »Dallas« das »schlaue Biest« aus Mittel- oder Unterklasse dahergekommen wäre, das sich im günstigen Fall ein Stück vom Kuchen klauen kann, indem es die dummen reichen Kerls mit dem becirct, was man nicht kaufen kann: unverdorbene Schamlosigkeit.

Familienserien, in denen gelacht wird, gab es immer, klar – aber die erfolgreicheren hatten nicht den weißen Abschaum zum Gegenstand, sondern irgendwie Abseitiges – von der Weiberwirtschaft bei den »Golden Girls« oder »Kate and Allie« über die flippige WG in »Three's Company« (auf deutsch »Herzbube und zwei Damen« oder so'n Scheiß) bis zu den seltsamen Menschen mit der anderen Hautfarbe (»The Cosby Show«), deren Exotismus natürlich durch das Fehlen offensichtlicher sozialer Abartigkeit oder Unangepaßtheit relativiert wurde, aber gerade deshalb spanner-mäßig begafft werden konnte. Eine Sendung wie »Roseanne« dagegen, die hierzulande von Pro 7 ausgestrahlte One-Woman-Show der superguten Komikerin Roseanne Barr, in der sie als Mutter den Kampf ums Dasein in einer total gewöhnlichen, eher ständig von Deklassierung bedrohten als vom Aufstieg gelockten weißen Kleinbürgerfamilie führen und täglich gewinnen muß, wäre früher nicht drin gewesen. Erst im Schatten der billig-grotesken »schrecklich netten Familie« ist es wieder möglich geworden, Leute als sympathisch zu zeigen, die versuchen, aus der eigenen Verkorkstheit in der verkorksten Situation Familie Kapital zu schlagen. Und manchmal, bei »Roseanne«, nicht bei den Bundys, klappt es sogar.

Während bei den Bundys alle dauernd verarscht und damit die Zuschauer in einen Zustand der Gratis-Unbeflecktheit versetzt werden, in dem sie nicht mehr davon belästigt werden, daß Leute Träume haben und es vielleicht spannender sein könnte, ihnen dabei zuzuschauen, wie sie um deren Wahrheit kämpfen, als immer nur offensichtlich widerliche Deppen für ihr Deppentum bestraft zu sehen, kommt man bei »Roseanne« nicht so simpel weg. Andererseits vereinfacht »Roseanne« die komplizierten Bundy-Zustände: Während es bei der »Schrecklich netten Familie« durchaus möglich ist, zwischen Peg und der Frau, die sie spielt, zu unterscheiden, ist »Roseanne« = Roseanne, die Komikerin leiht der Rolle ihre Energie, also »Glaubwürdigkeit«, und das offensichtlichste Zeichen einer bestimmten »Lebensgeschichte«: Dickes Mädchen muß sich durchwursteln. Daß dabei ihre Feinde im Prinzip dieselben sind wie bei Peg Bundy, macht sie nicht schrill und zäh wie die Kollegin, sondern klug und ausdauernd, was nur auf lange Sicht dasselbe ist, kurzfristig aber das totale Gegenteil. Der kleine Junge kommt in die Küche und beschwert sich über die beiden Schwestern, weil die Lärm machen. Roseanne fragt, was sie tun solle, um den Mißstand zu beheben. Der Kleine: »Leg sie um.« Roseanne: »Und wer putzt es weg?«

Das klingt zynisch, ist aber die reine Wahrheit. Die Situation verlangt geräuschvolle Maßnahmen, aber das sieht dann wieder so unvorteilhaft aus, und außerdem, man macht sich dabei dreckig. Das jahrtausendealte Dilemma des Feminismus. Kaum traut man sich was, muß man mit den Folgen auf eine Art leben, die mit dem Programm gar nichts zu tun hat – also heißen die Filme, in denen Roseanne ein Star sein durfte, eben »She-Devil: Die Teufelin« und so weiter. Susan Faludi wählt in *Die Männer schlagen zurück* Roseanne als eines der Beispiele für Frauen, die »öffentlich kompromittiert« werden, weil sie nicht still und fügsam seien – gemeint ist, daß Frauen wie Roseanne, die neue Wege vorschlagen, um aus »alten« Themen (Frauen, Familie) neue Geschichten zu machen, oft nicht einmal für die Aktionen Ärger kriegen, bei denen sie mit Ärger gerechnet und ihn gewollt haben, sondern bloß für schiere Versehen. Wie etwa in der Geschichte, als sie mal bei einem öffentlichen Anlaß als berühmter Star die Aufgabe hatte, die Nationalhymne vorzusingen, und dann aus purer Unmusikalität so falsch sang, daß das rechte Amerika ihren Kopf forderte. (Kann man nachlesen in ihrem hervorragenden Buch *My Lives* by Roseanne Arnold, London, Century 1994, umgerechnet ca. 40 Mark). Zwar hatte Jimi Hendrix mit seiner Gitarrenbearbeitung nationaler musikalischer Heiligtümer sowas mit Absicht gemacht, aber wenn Roseanne nicht singen kann, folgert die Öffentlichkeit, daß die verdammte Schlampe das mit Absicht gemacht haben muß. Lehre: Frauen müssen nicht nur doppelt so gut sein wie Typen, wenn sie gut sein wollen, sondern dürfen nicht mal halb so schlecht sein, wenn sie gut sein und am Leben bleiben wollen. Das heißt, sie dürfen schon, aber dann soll bitte auch »schlecht« draufstehen, siehe Peg.

Man kann daraus folgern, daß Pegs Unfähigkeit ebenso heimlich »für echt gehalten« wird, wie man der großmäuligen Roseanne ihre seltenen Schnitzer nicht abnimmt. Sie steht unter ständiger Aufsicht durch die Medien, das hat sie ja auch so gewollt. Was sie mit ihrem Ehemann, ihren Fernsehverträgen und ihrer Serie anstellt, fällt alles auf sie zurück. Eben wie bei Müttern, die, dem Nervenzusammenbruch nahe, den Erpressungen der Kinder nachgeben müssen, weil offen ausgetragene Konflikte, von denen »die Nachbarn« (die Lehrerschaft, die Freunde der Kids) was mitkriegen könnten, eben »auf das Elternhaus« zurückfallen, also auf die Mutter, denn der Vater ist wg. Arbeit entschuldigt. In »Roseanne« wird

dieses Kalkül der Kinder vorgeführt, aber auch, wie Roseanne sich weigert nachzugeben und statt dessen ein System wechselseitiger Beleidigungen einführt, die auch nicht schleimig zurückgenommen, sondern fair ausgetauscht werden.

Die allgemeine Erpressung im selben Boot, in dem alle sitzen, summiert sich zu genau dem Maximum an ehrlichem Leben, das hier und heute vorstellbar ist. Und wo steckt die Utopie? Darin, daß genau solche Vorgänge die Zuschauenden nicht zur Revolution, dem Abschaffen der Familie und Anzünden des Vorgartens aufstacheln, sondern seltsamerweise zum Lachen. Die Fähigkeit der Verarschten, noch im größten Elend sowas wie Grazie zu entwickeln, die nicht das Elend verschönert, sondern es überhaupt erst als Elend, nämlich als absurd und doof, bemerkbar macht,wird belacht und beklatscht. Und das ist nur einen Millimeter weit weg von einer ziemlich richtigen Entscheidung für etwas, das endlich ganz anders wäre.

Barbara Kirchner schrieb in KONKRET 2/95 über Hermann Kants Roman »Kormoran«

Konkret 05/95, S. 62

Hermann L. Gremliza

Gremlizas express

Das »Neue Deutschland« liest Loest:

Der Osten ist noch immer (oder schon wieder) der Stoff, aus dem seine Bücher sind. In ihnen verarbeitete er Leipzigs Langweiler ebenso wie die pubertären Helden vom Leuschner-Platz, die Zuchthaus-Jahre in Bautzen wie die Panzerschränke füllenden Akten seiner personengebundenen Maulwürfe («Die Stasi war mein Eckermann«).

Ein Druckfehler. Der Schriftsteller wollte gewiß nicht sagen, er sitze am dritten Teil des Faust, sondern Erich Mielke danken, dessen Maulwürfe den Erich Loest in der Literatur erst möglich gemacht haben. Die Stasi war sein Neckermann.

Wenn ein verlorener Sohn bei seiner Heimkehr die Schwelle des Vaterhauses betritt, kommt es vor, daß er vor Aufregung stolpert. Auch der Jürgen Ötting war, um Vati zu ärgern, hinausgegangen ins wilde Land der »Tageszeitung«, und kehrt nun mit ihr unterm Arm zurück:

Was also tun? Für eine rot-grüne Koalition in dieser Hansestadt werben, damit die sozialdemokratischen Apparatschiks sich noch besser einigeln? Das macht wenig Sinn, die Hamburger SPD braucht keine softe Lösung, sie hat eine politische Schocktherapie verdient

weil, wie man weiß, der Schock die Igel vom Einigeln abhält (aber vielleicht kommt einigeln gar nicht von Igel sondern von einig, und die Deutschen hätten sich wiedervereinigelt?). Zurück zum Schmock mit dem Schock:

Und dafür gibt es heutzutage nur einen Namen: Scharz-Grün!

Kein Druckfehler. Ein toming out.

Aus dem Bio-Leistungskurs:

Die PDS bleibe eine »antidemokratische Partei«, alle Beteuerungen ihres Reformwillens blieben »ein einziges Täuschungsmanöver«, erklärte Rudolf Seiters, stellvertretender Vorsitzender der CDU/CSU-Fraktion. Das »troyanische Pferd« PDS versuche sich in »Mimikry«, sagte CDU-Generalsekretär Peter Hintze. CSU-Parteichef Waigel meinte, die PDS sei »ein Chamäleon«, FDP-Generalsekretär sagte, die PDS sei »ziemlich viel Wolf und wenig Schafspelz«.

Die PDS – ein troyanisches Chamäleon im Schafspelz? Je länger ich darüber nachgrübele, desto besser gefällt mir das Bild. Ein besseres find ich nicht.

Der an dieser Stelle mit seinem Abscheu über die sündhaft teuren Model-Schlampen bekanntgewordene »Morgenpost«-Leser Manfred Ponick aus 22303 Hamburg geht einen weiteren Schritt aus sich heraus:

Ist es nicht traurig, was aus unserer Gesellschaft geworden ist? Auf der einen Seite sucht hier ein fleißiger junger Mensch eine Bleibe, um in Ruhe einen Beruf zu erlernen. Obwohl sie mit der Ausbildungsbeihilfe in Höhe von ca. 900 Mark brutto ein Sozialfall ist, wird ihr Gesuch abgelehnt. Auf der anderen Seite werden seit Jahren laufend Sozialgelder an die Bewohner der Hafenstraße gezahlt. Diese Behandlung und Moral verstößt gegen unser Grundgesetz.

Gegen Ponicken seins gewiß, das die Behandlung, Befassung und Betatschung von Personen vorsieht, die, anstatt still und fleißig, arm aber ehrlich Ponicks moralische Schweißfüße zu küssen, von ihrer Schönheit oder für ihre Faulheit leben und deshalb weggemacht gehören.

Am besten gedeiht Ökologie doch auf dem Land. In der »Hessischen Allgemeinen« beispielsweise, wo der stellvertretende Chefredakteur Rainer Merforth entsorgt:

Keine Spur von edlen Samurai-Kämpfern, wie es aussieht, sind es feige Verbrecher, die Japan in Angst und Schrecken stürzen. Was nicht einmal die Nazis trotz ihrer Menschenverachtung je wagten, sie taten es: Giftgas gegen Massen einzusetzen. Eine Horrovision ist wahr geworden.

In Japan. In Hessen gilt:

Zur Herstellung unserer Zeitung wird altpapierhaltiges Zeitungsdruckpapier verwendet. Es ist chlorfrei, umweltfreundlich und recyclingfähig.

Wie der Redakteur.

Von Jesus zu Mao, von Mao zu Mies, von Mies zu Reißmüller, von Reißmüller zu Springer, von Springer zu Jesus: Er ist von Alpha bis Omega gepilgert, hat überall ein paar Dumme gefunden und also sein Glück, zuletzt bei den evangelischen Bischöfen im »Sonntagsblatt«:

Der Publizist Rainer Zitelmann gilt der hiesigen Linken seit fast zwei Jahren als »Chefideologe« der »neuen Rechten«. Doch wer seine neueste Streitschrift zur Hand nimmt, um nach Beweisen für rechtsextremes und antidemokratisches Gedankengut zu suchen, wird das Buch vermutlich bald enttäuscht zur Seite legen. Der Autor ist kein Rechtsradikaler. Er ist ein rechter Demokrat. Scharf geht er mit den linken Flügelmännern der CDU, mit dem Exbundespräsidenten Richard von Weizsäcker, mit Rita Süßmuth und Heiner Geißler ins Gericht. So kreidet er Geißler die Schwammigkeit seines Begriffs von der »multikulturellen Gesellschaft« an und fordert von ihm eine positivere Wertung der Nation. Einverstanden!... Zitelmanns Ansichten fordern nicht selten zum Widerspruch heraus, aber sie taugen allemal als Anstöße zur Überwindung geistiger Trägheit und können so, auch wenn sie weh tun, heilsam wirken.

Der Autor ist das beste Beispiel. Angestoßen von Zitelmann überwindet er seine geistige Trägheit, erkennt in Rita Süßmuth einen Flügelmann, in einem Nazi einen Demokraten und in einem Kritiker einen Einverstandenen. Aber eigentlich war er das sein Leben lang, der Peter Schütt, immer und überall.

Warum ist die Post nicht in der Lage, den Abonnenten die Zeitschrift KONKRET innerhalb einer Woche zuzustellen?

Sehr geehrte Damen und Herren,

die Deutsche Post AG nimmt derzeit nach der Einrichtung des Express-Logistik- und Schnelläufernetzes weitere Entflechtungen bei ihren Transportnetzen vor. Diese Umstellung führt leider zu lokalen Anfangsschwierigkeiten, was sich vorübergehend negativ auf die Laufzeitqualität auswirken kann. Betroffen hiervon sind in erster Linie zeitsensitive Presseprodukte...

Dr. Helmut Benno Staab

Mitglied des Vorstands

Deutsche Post AG

Es liegt nicht an der Umstellung. Wer, um einen Brief von A nach B zu bringen, erst so komplizierte Wörter sich ausdenken muß wie Laufzeitqualität, zeitsensitive Presseprodukte und ein Express-Logistik- und Schnelläufernetz, braucht einfach ein paar Tage mehr. Bis allein der Benno zwischen dem Dr. Helmut und dem Staab steht, vergehen gut und gerne ein Dutzend sensitive Stunden.

Festakt im Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland zum 125jährigen Jubiläum des Auswärtigen Amts. Ansprache des Bundespräsidenten Prof. Roman Herzog:

Die Geschichte des Auswärtigen Amtes, meine Damen und Herren, ist zwangsläufig ein Teil der deutschen Geschichte.

Sehr wahr! Bravo!

Ihre Höhen und Tiefen spiegeln sich in der Geschichte des Amtes wider. Das kann ich nicht in allen Facetten nachzeichnen. Zwei Punkte will ich aber doch ansprechen. Zunächst die Zeit des Nationalsozialismus, in der es, wie bei vielen anderen Behörden, fast zu einer vollständigen Entmündigung auch des Auswärtigen Amtes kam und in der – fast möchte man sagen: natürlich – auch viele Angehörige des Amtes ihre Prüfung nicht bestanden haben. Nicht alle Deutschen und auch nicht alle Angehörigen des Auswärtigen Amtes waren so weitsichtig und so mutig... Aber, meine Damen und Herren, das ist doch auch richtig: Auch viele andere Angehörige des Amtes haben sich die Unabhängigkeit ihres Denkens bewahrt...

Nicht alle Deutsche, nicht einmal alle Wähler der NSDAP, nicht mal alle Parteigenossen waren im Widerstand, ja es heißt, man munkelt, einige wenige sollen, nach ihrer Entmündigung freilich und deshalb strafunfähig, sogar Nazis geworden sein, ohne aber die Unabhängigkeit ihres Denkens deshalb aufzugeben. Daß ausgerechnet zwei dieser Einzelgänger, der Marinerichter Filbinger und der NS-Rechtswahrer Maunz, die wichtigsten Lehrer und Förderer des Redners wurden, ist sein rares, fast möchte man sagen: ausgesuchtes Pech.

Sie heißt Birgit Schanzen, hat zwei Lachfältchen und drei Sprachfehler und ist demgemäß Sprecherin beim Fernsehen des Norddeutschen Rundfunks. Manchmal schreibt sie sogar etwas auf – nicht ohne ihre beiden Qualitäten ins andere Medium hinüberzuretten. Die erste legt sie als Foto bei, die zweite als Satz:

Und die Frauen? Die gehen bereits am nächsten Tag wie selbstverständlich dem Alltagsgeschäft nach, fügen sich bereitswillig in die ihnen zugewiesene Rolle der braven Ehefrau, Mutter, Angestellten oder auch Unternehmerin.

Und so geht das immer weiter...